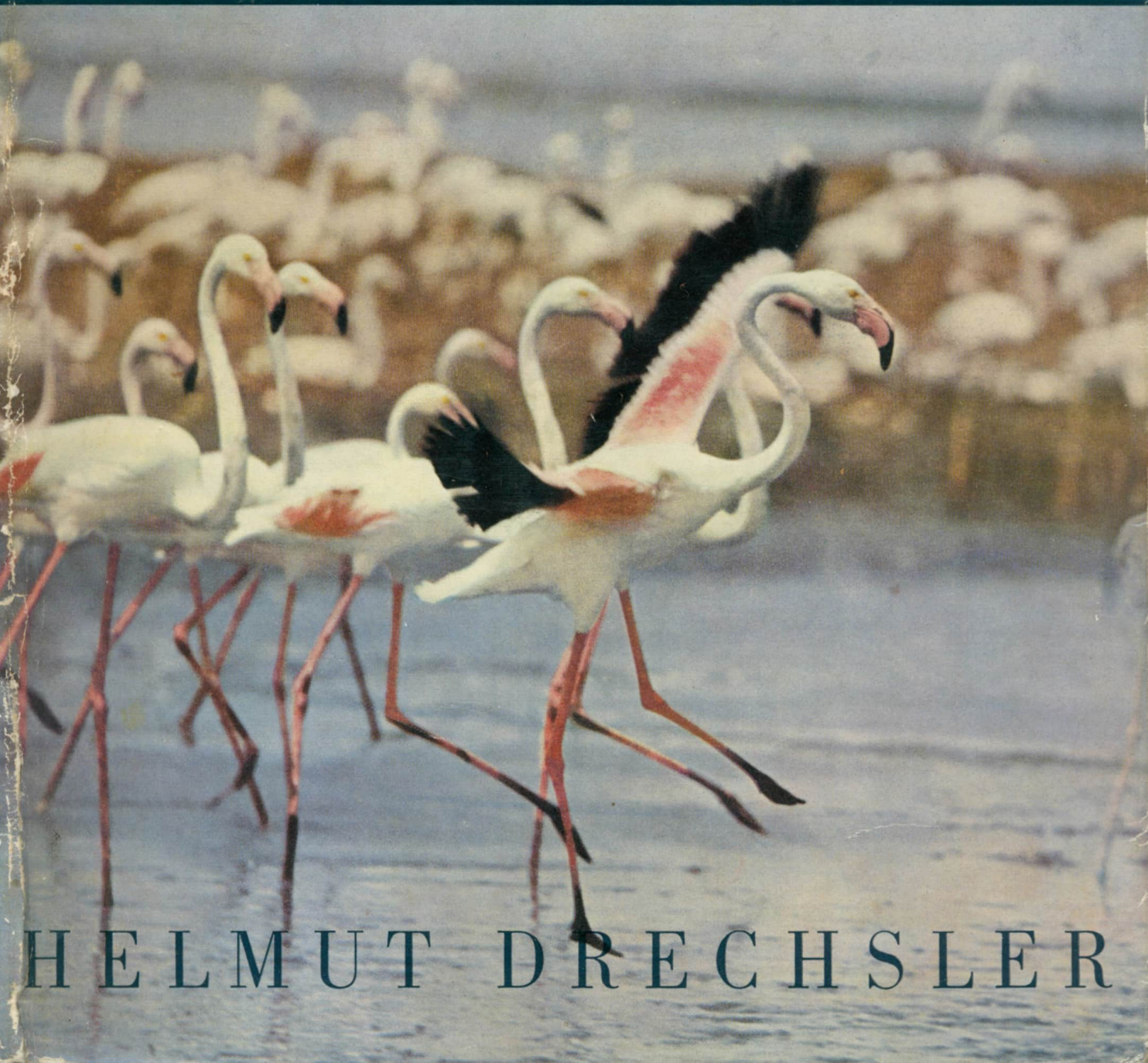


Wunderwelt der wilden Vögel



HELMUT DRECHSLER



PETIT RHÔNE

ALBARON

MEJANÈS

VIL

ÉTANG DE VACCARÈ

CACHAREL

PHARE DE LA GACHOLLE

LES STES.-MARIES-DE-LA-MER

GOLFE DU LION

ARLES



C R A U

GRAND

RHÔNE

ENEUVE

TOUR DU VALAT



SALIN DE BADON

SALIN DE GIRAUD

PORT ST. LOUIS



PHARE DE FARAMAN

WUNDERWELT DER WILDEN VÖGEL

HELMUT DRECHSLER

WUNDERWELT DER WILDEN VÖGEL

Drei Monate Film-Expedition ins Urweltland des Rhône-Deltas

Mit 87 Farbbildern nach Aufnahmen des Verfassers



URANIA-VERLAG

Verlag für populärwissenschaftliche Literatur

LEIPZIG/JENA

V O R W O R T

Tief unten in der Provence teilt sich der große Rhônestrom und bildet zwischen den beiden Armen seines Deltas eine so fremdartige Landschaft, wie sie heute in ganz Europa nicht mehr vorgefunden wird: die Camargue, ein Land mit Lagunen und Sümpfen, mit Stieren und Flamingos, eine ganz eigenartige Welt, in der Schlamm, Wasser und Moskitos herrschen.

Hier ist ein Paradies für Naturforscher, ein Überbleibsel eines vergangenen Zeitalters, wo Vögel und Tiere noch so leben, wie sie es taten, bevor des Menschen alles erobernde Hand sie anderswo in Vergessenheit oder einsame Wildnis trieb.

Dennoch wird auch hier ein Kampf geführt, um den Schlamm und die Lagunen des Deltas ungestört vom Vordringen des Menschen zu erhalten. Salz wird gewonnen, und Reis wächst weithin. Während das eine den Charakter der Landschaft bewahrt, verändert das andere ihn völlig, denn der Traktor pflügt den dünnen Boden um, und über Nacht überschwemmen die Wasser das wüste Land. Unerbittlich geht das so weiter, aber die Vertreter des Naturschutzgedankens, besonders die Société d'Acclimatation de France, ringen darum, diese seltsame Landschaft zu erhalten.

Zugegeben, daß Änderungen und Verbesserungen den menschlichen Fortschritt auf der Straße der Zivilisation begleiten müssen; dennoch ist es eine gebieterische Forderung, einige Teile einer solch einzigartigen Landschaft wie der Camargue unverseht von Menschenhand zu bewahren. Das ist die große Hoffnung all derer, die auf dieses Ziel hinarbeiten. Viele Menschen meinen zwar, daß solche Bestrebungen die Ideale von Reaktionären seien, die beabsichtigten, die Uhr des Fortschritts zurückzudrehen. So ist das aber nicht. Sie gehen von der aufrichtigen Überzeugung aus, daß der Mensch bei seinem Fortschritt auch an die Rechte anderer Lebewesen, die mit ihm auf der Welt sind, denken muß und daß er selbst sogar diese unberührten Landstriche braucht, um sich von den Anstrengungen des modernen Lebens zu erholen. Es ist außerdem eine Tatsache, daß so empfindliche Vögel wie die Flamingos besondere Lebensräume brauchen, wenn sie uns überhaupt erhalten bleiben sollen. Gedankenlose Leute sagen, daß ihre Erhaltung zu Wenige berühre, als daß man ihretwegen so viel Aufhebens machen müsse. Aber kann sich denn die Gesellschaft heute die völlige Ausrottung von etwas Schönerem und Seltenem durch Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit erlauben, ohne daß etwas Schönes und Seltenes ihres eigenen Charakters verlorenginge?



Dennoch kann trotz der größten Anstrengungen der Naturschutzbegeisterten diese betrübliche Situation eintreten! Dann aber ist es gut, daß wir so einen Schilderer dieser urtümlichen Landschaft haben wie Helmut Drechsler. Ich hatte das große Glück, mit ihm in der Camargue in freier Natur zu arbeiten, das strahlende Licht der Begeisterung in seinen Augen zu sehen und seine unbändige Liebe zu den wildlebenden Tieren zu empfinden, denen er nachging. Wenn der Camargue das Schlimmste zustoßen sollte, dann besitzt die Welt wenigstens sein gewinnendes Buch und seine herrlichen Fotos, die so lebendig den Geist dieser „Verlorenen Welt“ Frankreichs einfangen.

High Birstwith
Harrogate, England

11. 4. 1957

Engel Yeaton.

Es ist doch merkwürdig . . .

Afrika, der Schwarze Erdteil, der geheimnisvolle Kontinent, ist reisetechisch zum Vorzimmer Europas geworden, und der Mitteleuropäer von heute dehnt seine Urlaubsreisen weit über die Grenzen Europas aus. Die moderne Technik macht ihm die Überwindung von Raum und Zeit leicht: In 21 Stunden fliegt er mit einem planmäßigen Verkehrsflugzeug von Frankfurt/Main nach Nairobi, mitten hinein ins Massai-Reservat, und bereitstehende Omnibusse befördern ihn vom bequemen Hotel zu den Löwen, Elefanten, Zebras und Giraffen, die mit Leichtigkeit von der Autostraße aus fotografiert werden können. Safari – welch geheimnisvolles Wort, hinter dem sich wochen-, monate- und jahrelange Märsche durch dichten, gefährlichen Busch und über sonnen-glühende Steppe verbargen, das erregende Abenteuer mit afrikanischem Großwild und gefährliche Begegnungen mit feindlichen Negerstämmen einschloß! Heute „macht“ man das mit modernen Flugreisegesellschaften, die ihre Teilnehmer mit komfortablen Flugmaschinen in Riesensprüngen über Europa und das Mittelmeer, über Wüste, Urwald und Savanne befördern. Malta, Luxor, Stanleyville, Livingstone oder Johannesburg sind nur mehr Übernachtungsflughäfen für wenige Stunden, und das „große Abenteuer“ wird mit „Camping, Lagerfeuer einschließlich Getränken (auch alkoholischen) und schwarzer Bedienung“ unter Vermeidung jeglicher Anstrengung der Teilnehmer schmackhaft gemacht. Wahrhaftig: Die Erde ist klein und bequem geworden! Ja, es ist aber doch merkwürdig! Denn da liegt am Rande Europas – dazu noch am Rande eines der ältesten Kulturgebiete und noch vor 2000 Jahren mit einbezogen in das der römischen „Provincia“ selbst! –, eingebettet zwischen die beiden Mündungsarme einer Hauptverkehrsader jener Welt, der Rhône, ein Stück Landschaft, das trotz der Nähe bedeutender Weltstädte wie Lyon oder Marseille ferner ist als der Kilimandscharo oder der Victoriasee in Afrika. Denn an den Rändern der Camargue, wie diese Landschaft genannt wird, dem Land der „sieben Mündungen der Rhône“ Frédéric Mistrals, ist die Zivilisation zu Ende.

An ihren Gräben, den tiefen, ist den Bequemen eine Grenze gesetzt; was dahinter liegt, bleibt den Unentwegten, den Beharrlichen vorbehalten.

✱

Camargue – das ist das sagenhafte Land der rosenroten Flammenvögel, der weißen und purpurfarbenen Reiher. Camargue – das ist romantikumwittertes Zigeunerfest am Strande des Mittelmeeres, am Golfe du Lion, das ist menschenleere Salicorniasteppe mit fast schon legendären weißen Pferden und Tamariskensumpf mit wilden schwarzen Stieren, das sind Stierkämpfe in sonnendurchglühter Arena. Camargue – unbekanntes „Land aus dem Urbeginn der Welt, da Erde, Himmel und Wasser sich noch nicht voneinander getrennt hatten“.

*

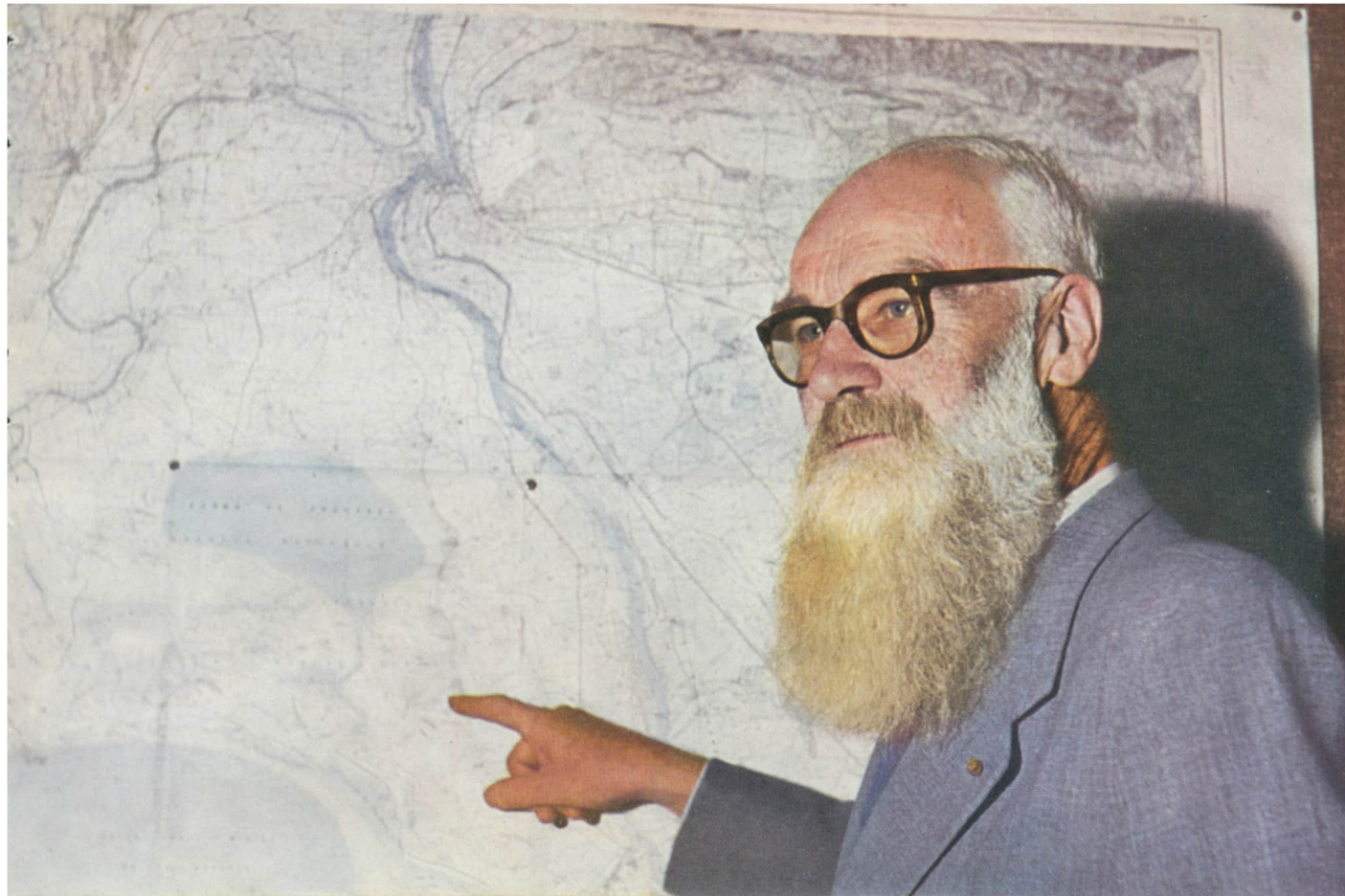
Weshalb weiß man in der Welt kaum etwas über diese Landschaft, wie man doch z. B. das andere große Strommündungsgebiet Europas, das Donaudelta am Schwarzen Meer, kennt, obwohl ihm von den Ornithologen bei weitem nicht die Bedeutung zugemessen wird wie dem der Rhône oder dem des Guadalquivir?

Vielleicht liegt eine Erklärung in der Unwegsamkeit des Geländes, in seiner trostlosen Verlassenheit, die sich von einem Rhônearm zum andern spannt bis an die häufig wechselnde, weite Linie des flachen Mittelmeerstrandes, vielleicht in der Unmöglichkeit der Durchquerung mit dem Kraftfahrzeug, vielleicht in seiner in vielfacher Hinsicht spürbaren Menschenfeindlichkeit, die sich u. a. in Tag und Nacht währenden Überfällen Tausender von Stechmücken bemerkbar macht, von denen die „Arabis“ (Gnizen: *Leptoconops irritans*) die gefürchtetsten sind. Vor ihnen gibt es kaum einen Schutz! Die wenigen Menschen, die die Camargue bisher besuchten und darüber berichteten, waren – wenn man von den „Einheimischen“, z. B. Etienne Gallet, Dr. Luc Hoffmann, Max Müller, absehen will – nur wenige Tage dort, und die allermeisten sind nie bis ins trostlose Zentrum vorgestoßen.

Wundert es da, wenn uns dieser merkwürdige Flecken Erde auf der Landkarte Europas zunächst mehr reizte als alle Afrikapläne? Es war klar, daß der Camargue nicht mit dem Rucksack allein beizukommen war und daß ich die mir besonders am Herzen liegende Vogelwelt dieser Urweltlandschaft nicht in 14 Tagen möglichst in ihrer Gesamtheit filmisch und fotografisch erfassen konnte. Also bereiteten wir uns auf eine 90 Tage dauernde Filmexpedition ins Rhônedelta vor...

Seit Tagen rollen wir mit unserer kleinen Wagenkolonne über die großen Straßen, am Südrand des Schwarzwaldes entlang, durch die Schweiz, am Genfer See vorbei, über den Französischen Jura. Dampf donnert der Motor des schweren Sportwagens, der mit dem großen Wohnanhänger und dessen Ladung ein Gewicht von 16 Zentnern zu schleppen hat, und lustig schnurrt das kleine, wendige, geländegängige Schwimmauto hinterher, die vielen grandiosen Windungen hinauf und die jähren Serpentine wieder hinunter, ins Tal der Rhône hinab, die wir seit ihrem Durchbruch bei Fort l'Écluse verlassen hatten. Von Lyon ab geht's immer nach Süden; die Rhône, für diese Expedition unser „Schicksalsstrom“, bleibt immer zu unserer Rechten. Einmal schießt sie wild dahin über unzählige Schnellen, und die Kalkfelsen schieben sich unmittelbar an ihre Ufer, ein andermal fließt sie behäbig im flachen Land. Das Gedröhn unserer Motoren hallt durch den Triumphbogen in Orange und klingt wider von Avignons trutzigen Mauern. Schließlich tasten wir uns durch die unwahrscheinlich engen, winkligen Gassen der alten Königstadt Arles und suchen Gabriel Tallon, den Directeur des Reservats und Herrscher über tausend Lagunen.





Aber jetzt ist erst ein kleines Kapitel Landschaftsgeschichte notwendig.

Wenige Kilometer nördlich des provençalischen Städtchens Arles – einst zweite Stadt (nach Byzanz vor Rom, Trier und Ravenna) des Römischen Imperiums unter Konstantin, spätere Hauptstadt des Königreichs Arelat, in deren Kathedrale St. Trophime Kaiser Friedrich Barbarossa 1178 zum König von Burgund gekrönt wurde – teilt sich die Rhône in zwei Arme. Der größere, östliche Arm („Grand Rhône“) führt neun Zehntel der gesamten Wassermenge in südsüdöstlicher Richtung ohne große Umschweife dem Mittelmeere zu und mündet südlich Port St. Louis in den Golfe de Fos. Der kleinere Lauf („Petit Rhône“) wendet sich erst weit nach Westen und schlängelt sich dann in vielen Windungen nach Süden, um schließlich sein Wasser wenig westlich des kleinen Fischerdörfchens Les Saintes-Maries-de-la-Mer in den Golfe de Beauduc zu ergießen. In diesem Dreieck, diesem „Mund der Rhône“ (Bouches-du-Rhône), liegt die große Insel der Camargue, dieses von der Rhône in vielen Jahrtausenden angeschwemmte Land, das sich zumeist nur wenige Zentimeter über den Meeresspiegel erhebt. Rund 550 Quadratkilometer Fläche umfaßt das gesamte Delta, und es wird immer größer, denn der Kampf der Rhône mit dem ewig nagenden Meer geht ständig weiter. Alljährlich trägt die Rhône in ihrem 812 km langen Lauf etwa 20 Millionen Kubikmeter Lehm, Sand und Schutt ins Meer und schiebt den Küstenstreifen dadurch um 10 bis 50 Meter weiter nach Süden, je nach Stärke der Niederschläge in ihrem rund 99000 km² großen Einzugsgebiet.

*

Dieser Kampf tobt nicht nur zwischen Rhône und Meer, er tobt auch innerhalb des Deltas zwischen Rhône und Land, zwischen Sonne und Wind, dem Mistral, dem Fallwind, der aus den Cevennen kommt, die Lagunen austrocknet und den Salzstaub zu Dünen weht und Wellen treibt. Wo heute nur knietiefe Lagunen und Tümpel liegen, muß vor Jahrhunderten und Jahrtausenden tiefer Strom gewesen sein, denn unmittelbar nach der Gründung von Massalia (heute Marseille) durch die Phokäer (kleinasiatische Griechen) im 7. Jahrhundert v. u. Z. begann die Besiedlung des Gebietes der Camargue, und auch in der Zeit der römischen Provinz Gallia

Narbonensis (später einfach „Provincia“ – Provence – genannt) lagen hier ihre großen Häfen. Und noch heute steht zwischen dem Étang du Fournelet und dem Étang d’Ulm in der trockenen Salicorniasteppe ein uralter Brückenrest, der Pont d’Ulm. So, wie die beiden Rhônearme heute fließen, flossen sie nicht von jeher. Wer einmal mit dem Flugzeug das Delta überfliegt, sieht, wie sich die ursprünglichen Stromläufe deutlich im Gelände abzeichnen, zum Teil als Senken, zum Teil als Tümpel oder Lagunen. Noch kurz vor der Französischen Revolution brachen die Wasser der verschiedenen Arme über ihre flachen Ufer und gruben sich neue Betten, wie sie heute bestehen. Nun erst wurden sie eingedämmt, und seitdem ist wenigstens an den Hauptläufen Ruhe. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts begannen die Bauern, das durch Wasser und Wind verlorengegangene, ehemals fruchtbare Land wieder zu erobern, und bauten u. a. auch den Damm, der sich von der Mündung der Kleinen zur Großen Rhône zieht und das Meer gegen das Delta hin abwehrt. Diese ewigen Kämpfe zwischen Natur und Mensch haben das Antlitz der Camargue mehrmals verändert. Die Camargue ist also letzten Endes keine Ur-Landschaft, sondern Menschenwerk, „keine Morgenröte, sondern Verfall“. Im wesentlichen unverändert geblieben – was zu Anfang war, ist nicht mehr festzustellen – aber ist ihre Tier- und Pflanzenwelt, die ihresgleichen in ganz Europa sucht. Aber sie ist in Gefahr, durch die verzweifelte Anstrengungen der Menschen, die sich durch die modernste Technik jedes Stück Land zunutze machen wollen, vernichtet zu werden. Um diese Landschaft in ihrem ursprünglichsten Gebiet, im Zentrum des Deltas, zu erhalten, haben Naturschützer 1928 hier ein Reservat in einer Ausdehnung von rund 150 Quadratkilometern errichtet, das unter der Verwaltung der Société Nationale d’Acclimatation de France steht und als „Réserve Naturelle Zoologique et Botanique de Camargue“ bekannt ist. Der Direktor des Reservats hat seinen Sitz in Arles, also außerhalb der Deltainsel, und es ist eben jener Mr. Gabriel Tallon, den wir nach unserer ängstlichen Fahrt durch die mittelalterlich engen und winkligen Straßen, Gassen und Plätze des ältesten Stadtteils von Arles suchten. Ihm, dem Botaniker, stehen einige Wärter zur Seite, die draußen in der Camargue die Elementarlandschaft dieses europäischen Nationalparks beobachten.



Die Ufer beider Rhônearme sind reich mit alten Bäumen und mit Büschen bestanden: mit Weiden und Silberpappeln, mit Eschen und mit Tamarisken. In den urwaldähnlichen Baumbeständen entlang der „Petit Rhône“, insbesondere bei Les Bruns, finden wir in den unzähligen Baumhöhlen die typischen Höhlenbrüter. Es ist kein Zufall, wenn das Gebiet von Les Bruns neben dem von Villeneuve in der Nordostecke des Étang de Vaccarès als spezielles Besiedlungsgebiet der Blauracke gilt.

Westlich der „Petit Rhône“, und zwar fast genau eingefabt von ihr, dem Chenal Maritime und dem Canal du Rhône à Sète bis St. Gilles, liegt die sogenannte „Kleine Camargue“ (Petite Camargue). Sie ist eine Fortsetzung der eigentlichen Camargue nach Westen hin und ihr im wesentlichen ähnlich. Aber der Süßwassereinfluß ist hier größer, und das macht sich – vor allem in ihrem nördlichen Zipfel – noch stärker als im Nordteil des Deltas in einem spürbaren Übergewicht der Süßwasserflora bemerkbar, besonders des Schilfes und Röhrichs. Erst nach Süden, dem Meere zu, weichen Rohr und Schilf zurück und machen der Salzflora Platz. Zwischen den bewirtschafteten Reisflächen und den Étangs ziehen sich die Marais hin, Einödgebietesumpfigen Charakters, Jagdplätze der Seidenreiher und der Purpurreiher, mögliche Brutplätze der Stelzenläufer und – an Wasserflächen – der Säbelschnäbler.

Markantester Punkt in der Südwestecke der „Petite Camargue“ ist die Stadt Aigues Mortes („Tote Wasser“), Anfang des 13. Jahrhunderts von Ludwig IX., dem Heiligen, als Mittelmeerhafen zur Ausrüstung seiner Kreuzfahrerflotte gegründet, die hier über einen Binnen- und einen Außenhafen verfügte. Heute liegt Aigues Mortes einige Kilometer von der Küste entfernt und hat seit Jahrhunderten bereits seine Bedeutung als Hafen verloren. Das Meer selbst hat die Küstenlinie nach Süden vorverlegt. Dieser Tatsache ist es wohl zu verdanken, daß diese Stadt ihr ursprüngliches Bild bis heute erhalten konnte.

Aber wenn man von der „Camargue“ spricht, dann meint man damit kaum die Petite Camargue, sondern das große Deltagebiet zwischen den beiden Rhônearmen, und das ist es, was die Ornithologen aller Länder anzieht, und die Schilderung des Landes sowie seiner Tier- und Pflanzenwelt soll sich in der Hauptsache auf die eigentliche Camargue beschränken.

Bezeichnet man die Camargue als eine „Elementarlandschaft“, als ein „Urweltland“, so ist das nicht ganz richtig, und wenn W. R. Corti schreibt, daß „auch hier Technik und Wirtschaft die große Unschuld der Wildnis endgültig gebrochen“ hätten, so stimmt das nicht. „Urweltland, wie in den ersten Tagen der Erdgeschichte“, ist es erst seit etwa einem halben Jahrhundert in *der* Form, wie es sich uns heute bietet und um derentwillen wir es so lieben. Nicht die Natur von sich aus war der Anlaß dazu, sondern der Mensch selbst, der hier – eben mit Technik und Wirtschaft – die „große Unschuld der Wildnis“, als die sie uns heute erscheint, unfreiwillig schuf. Gewiß sind frühere Sümpfe entwässert und Ströme eingedeicht worden, aber die große Salzsteppe und die Salzlagunen, die Lebensräume der meisten typischen Camarguetiere, vor allem ihrer seltsamsten und wunderbarsten, der rosenroten Flamingos, sind unter anderem nicht allein durch brutale Abholzung früher vorhandenen gewesenen Waldes entstanden; ungeheuer begünstigt in ihrer Ausdehnung wurden sie außerdem durch folgende Eingriffe der Menschen im Laufe des letzten dreiviertel Jahrhunderts:

Die neuen Rhônearme hatte man glücklich eingedeicht und damit die Gefahr der sich ewig wiederholenden, großen Überschwemmungen gebannt. Aber nun begann der bisher immer feucht gewesene, fruchtbare und kultivierte Boden auszutrocknen. Die Lagunen wurden brackig, und das Salz des Meeres begann in das Grundwasser dieses auf und unter dem Normalniveau liegenden Gebietes vorzudringen und auch die obersten Bodenschichten zu beeinflussen. Die in üppiger Frucht stehenden Felder dörrten langsam aus, die Bauern verarmten und ließen Haus und Hof verfallen.

Im Laufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts versuchten die Bauern, diese trostlose Entwicklung aufzuhalten und das verlorene Terrain zurückzuerobern. Mühsam und unter erheblichem Kostenaufwand wurden Kanäle gezogen, die dem versalzten Lande wieder Süßwasser von der Rhône zubrachten und das ausgewaschene Salz in tiefen Gräben den brackigen Lagunen zuführten. Dann kam zum Schluß der bereits erwähnte Dammbau von Rhônemündung zu Rhônemündung. All das hatte keinen nennenswerten Einfluß auf die Landschaft, ihre Vegetation und damit auf die Tierwelt, bis die das Salz fürchtenden Bauern in den dreißiger Jahren die

Schließung der Dammdurchlässe forderten und damit die winterliche Erneuerung der in den heißen Sommermonaten ausgetrockneten Lagunen unmöglich machten. In dieser für das Reservat kritischen Situation kam in der ernährungsmäßig schweren Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Einführung des Reisbaues ein unerwarteter Helfer. Die Bauern nutzten die Konjunktur und legten vor allem an den Randgebieten, entlang der Rhônearme, von Norden her nach Süden zum Vaccarès vordringend, in den Salzsteppen Reisfelder an, die viel Wasser benötigten, das man in die bedrohten Lagunen abfließen ließ. So wurde ein Teil der Salzsteppe fruchtbar gemacht; der größere Rest des Deltas erhielt dadurch, wie Dr. Luc Hoffmann schreibt, wieder eine Bereicherung, die allerdings auch ihre Schattenseiten hat.

Das war die Situation, die wir Anfang Mai 1956 vorfanden.

Schon aber werden wieder besorgte Stimmen laut: Erhalten die Lagunen jetzt die günstigste Menge Wasser? Dringt damit das Schilf vor und macht das Gelände vor allem für die Flamingos unbewohnbar? Um die Bedingungen kennenzulernen, unter denen sich Landschaft, Pflanzen- und Tierwelt in einem vom Naturschützerischen Standpunkt möglichst günstigen Zustand erhalten können, wurde vor einigen Jahren beschlossen, den Salz- und Wasserhaushalt der Camargue durch Spezialisten untersuchen zu lassen. In diesem Gedanken hat auch der Schweizer Dr. Luc Hoffmann auf seinem am Ostufer des Vaccarès gelegenen riesigen Privatbesitz Tour du Valat eine biologische Station errichtet, um mitzuhelfen, die Camargue zu einer „Pionierstation modernen Naturschutzes“ werden zu lassen. Denn heute – so sagt er – können sich die Naturschützer nicht mehr damit begnügen, ein Reservat genauso zu erhalten, wie sie es übernommen haben; dazu sind nämlich die Umwelteinflüsse der fortschreitenden Technik zu stark. Diese Einwirkungen von außen muß man durch wissenschaftliche Untersuchungen genau verfolgen, um geeignete Maßnahmen zur Erhaltung des Reservats ergreifen zu können. Zum ersten Mal in Frankreich bricht sich hier die Erkenntnis einer solchen Zusammenarbeit zwischen Naturschützern und Wissenschaftlern Bahn, einer Zusammenarbeit, die bei uns längst Wirklichkeit ist und bereits – wie auch in den angelsächsischen Ländern – zu schönen Erfolgen geführt hat. Leider sind in der Camargue die Mittel für diese Arbeit sehr

knapp; denn sie werden nicht vom Staat gegeben, sondern von den französischen Jägern aufgebracht, die damit natürlich ihre sehr egoistischen Ziele der Bejagung der nach Hunderttausenden zählenden Wildentenscharen verfolgen, die sich in den Herbst- und Wintermonaten auf den Étangs und Lagunen ansammeln. Trotzdem: Ohne ihre Hilfe wäre die Erhaltung des Schutzgebietes gar nicht denkbar. Die Camargue ist heute am Mittelmeer einzigartig, und auch die Deltas des Po und des Nils sind trotz ihrer Vielzahl an Lagunen mit ihr nicht zu vergleichen. Der Sänger der Provence, Frédéric Mistral, sagt über sie in seinem „Mireio“:

So weit das Auge reicht, ist alles öd und leer,
und nichts vermag es zu entdecken
als weite, grasbewachsne Strecken,
kein Baumwuchs, außer seltenen Hecken
von Tamariskenholz . . . und fern das blaue Meer.
. . . Und nieder vom Zenit, wo nun die Sonne blinkt,
ergießt sie, wie aus vollen Schalen,
in Strömen sengend heiße Strahlen.

Der Touristenrummel, der jetzt – angefacht durch geschäftstüchtige Reisebüros, die die Sehnsucht des übersättigten Mitteleuropäers nach Unberührtem ausnutzen – auch die Camargue beglückt, kann der großen, menschenfeindlichen Einöde kaum gefährlich werden. Die Autos bleiben auf den Randstraßen und Wegen, und wer weiter will, muß zu Fuß Stunde um Stunde wandern. Mitten in der mit Salicornien und Statice bestandenen Salzsteppe tauchen plötzlich Wasserflächen auf, oft knie- oder nur knöcheltief. Die niedrigen Pflanzen sind unter der unbarmherzig sengenden Sonne verdorrt und hart wie Holz geworden, an dem man sich von den Füßen bis an die Knie blutig schrammt. Und wo beim Hinmarsch noch trockener, heller Schlamm Boden mit bizarren Rißfiguren war, steht auf dem Rückweg Wasser, das der Mistral aus den großen Lagunen und Étangs in die Einöde getrieben hat und das den müden Wanderer unsicher macht und verwirrt.



Am nordwestlichen Horizont zieht sich eine dunkle Linie hin, die langsam wächst, je näher wir ihr in den nächsten drei Stunden auf unserem Zickzackweg kommen. Das trostlose Weiß und Grau des Sandes wandelt sich zum dunklen Grün, das wie ein Wunder aus dieser unermeßlichen Wildnis von Wasser und Erde, Erde und Himmel aufsteigt: Der geheimnisvolle Bois des Rièges, über dessen Namensdeutung kaum jemand Aufklärung geben kann. Land nach der Sintflut, wie es Noah auftauchen sah – so bietet es sich dem Auge dar, und der erste Baum, der der Legende nach im Schlamm rings um die Arche Wurzel faßte, ist dieser schuppenblättrige Phönizische Baumwacholder, der hier an seinem einzigen europäischen Standort auf einer sich bis drei Meter über dem Meere erhebenden Schlick- und Sandanhäufung steht. Stellenweise hindern dichte Dornenwälle, Stechginsterwände, verfilzter Dschungel das Eindringen in diese vom Hauch des Urzeitlichen umwehten Baum- und Buschgruppen. Wolken stechwütiger, ausgehungelter und begieriger Mücken überfallen uns und lassen uns wieder hinaustreten in den Wirkungsbereich des Mistral, der die Plagegeister zu Boden drückt.

Das gesamte Dreiecksgebiet des Rhônedeltas, die „Insel“, ist von der Spitze aus, etwa 7 km nördlich von Arles, wo sich die Rhône in ihre beiden Arme teilt, nach Süden hin von Bäumen und Büschen eingefast, die sich als hell- und dunkelgrüner oder silberblättriger Saum bis in Meeresnähe erstrecken. Im Bereich des Süßwassers aus der Rhône ist diese Vegetation am stärksten und dichtesten, also unmittelbar an den beiden Armen und in der Dreiecksspitze, die ja landwirtschaftlich am besten erschlossen und durch das weitverzweigte Bewässerungssystem mit Kanälen und Gräben und Abläufen süßwassergesättigt ist. Hier finden wir auch die großen, seit Jahrzehnten verfilzten, undurchdringlichen Rohr- und Schilfwälder, die man sogar in der größten Lagune der Camargue, dem Étang de Vaccarès, in der Nähe der Süßwasserkanal-Einmündungen antrifft. Näher zum Meer hin aber, also bei zunehmender Versalzung, wird diese Vegetation spärlicher. Zuerst bleiben die Weiden und Pappeln zurück, dann das Schilf und selbst die Tamarisken, und schließlich herrscht die ausgesprochene Salzsteppenflora vor mit Statice und Salicornia, den Glasschmalz- und den Wiederstoßflächen.



Wie weit diese Flora auch den einzigen Menschen beeinflußt, den Gardian, den Stier- und Pferdehirten, der diese in der Antike und noch im Mittelalter besiedelten und ehemals waldbestandenen, heute so öden, unendlich weiten Salzsteppen durchstreift, zeigt die Tatsache, daß in keiner Cabane, jenen niedrigen weißgetünchten, schilfgedeckten Hütten der Hirten, ein Strauß Saladelle (*Statice limonium*) fehlt, der, hart und haltbar, das ganze Jahr über das Innere der bescheidenen Hütte schmückt.

*

Nur in der Nähe der Rhônearme finden wir jene Haine und Baumreihen von uralten, mächtigen Tamarisken mit ihrem wunderbaren Blätterfiligran, finden wir die an natürlichen Bruthöhlen so reichen Stämme der Silberpappeln und Platanen und auch die wilden Feigen. Stämmige Schirmpinien breiten ihre weitverzweigten und vielverästelten Wipfel aus und spenden unter der erbarmungslos sengenden Sonne einigen Schatten. An sumpfigen Stellen ragt das Riesenrohr (*Arundo donax* L.) auf, das zwei bis fünf Meter hoch wächst und dessen Blütenstand allein schon fast 70 cm Höhe erreicht. Seine Heimat ist der Orient, aus dem es schon sehr früh in die Camargue eingeführt worden ist.

Die Riesenbinsen bilden schon den Übergang zur Trockenfläche. Diejenigen, die in mächtigen Büscheln zusammenstehen und deren spitze Stachelhalme jede Kleidung durchdringen (*Juncus acutus*), halten den Anschluß an die Feuchtlandvegetation, während die in Matten wuchernden Binsen (*Juncus maritimus*) bis weit in die Weidenflächen hinauslaufen. Hier treffen wir dann vereinzelt die wilde Gladiole (*Gladiolus segetum*) an, die in großem Quartier, oft im Verein mit der Blauen Iris, wächst.

Dann kommt die Lieblingsregion der schwarzen Camargue-Stiere, mit flachen Tümpeln, auf deren Wasserfläche im Mai weithin der Wasserhahnenfuß blüht. In sein weißgelbes Blütenmeer bahnen die Stiere schwarze Weglinien. In diesem unzugänglichen Gewirr von Schilf, Binsen und Tamariskengebüsch stehen im sumpfigen Grund, oft in den alten Betten der einstigen sieben Rhônearme, gern die Seidenreiher, Purpurreiher und, ganz versteckt, die Nachtreiher, die in der Salzwasserregion in Meeresnähe, im Gegensatz zu Seidenreiher und Purpurreiher, gänzlich fehlen.

Diese Brackwassertümpel werden nach dem Zentrum der Camargue hin abgelöst von den vielen großen und unzähligen kleinen Lagunen, die im Zusammenwirken von Wind und Sonne die Landschaft immer wieder verändern: Wo heute noch knöcheltiefes Salzwasser stand, kann übermorgen kilometerweite Salzschlammfläche sein, die unter der prallen Sonnenhitze aufreißt in ein wunderbares Netzmuster von Rissen und Spalten.

*

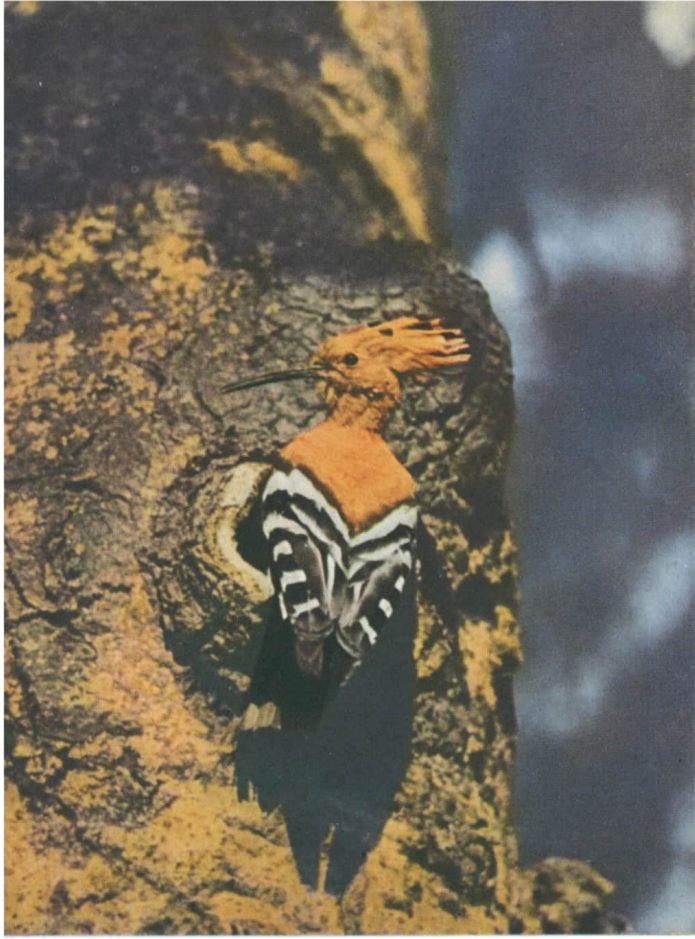
Die Brackwassertümpel haben uns manche Sorge bereitet! Sie sind nicht tief, aber schlammig. Sie sind vor allem Hauptbrutstätten der Mücken. 1956 hatten wir verhältnismäßig viel Glück bei der Sache, denn das Frühjahr war nach dem großen Kälteeinbruch im Januar/Februar noch recht kühl und hemmte natürlich auch die Entwicklung der Mückenlarven. Dafür ging's aber dann im Juni und Juli schnell vorwärts!

Ich entsinne mich noch einer abendlichen Rückfahrt von Les Saintes-Maries-de-la-Mer im Juli. Es war dunkel geworden, und wir mußten die Scheinwerfer des Wagens einschalten. Als wir an der Petit Rhône entlang fuhren, gerieten wir in ein dichtes Nebelfeld. Die Sicht betrug kaum mehr als 5 bis 6 Meter. Dann riß die Wand auf, aber schon nach wenigen Metern tauchten wir aufs neue in sie ein. Es waren keine Nebelschwaden, sondern Mücken, die uns den Kühler verstopften, so daß das Kühlwasser binnen kurzem zu kochen begann.

Im Lager konnten wir uns manches Mal nur im Freien aufhalten, wenn wir ununterbrochen ein stark rauchendes Feuerchen unterhielten. Der aufkommende Hustenreiz war uns lieber . . .

Hier soll noch eine andere Besonderheit eingefügt werden: Ende Mai entdeckten wir bei Villeneuve auf der Suche nach den Blauracken eine Baumhöhle mit jungen Staren. Die Alten fütterten eifrig. Dies ist die erste nachgewiesene Brut in der Camargue.

*



Die Baumhöhlenbrüter der Camargue sind nur in der Süßwasser-Vegetationszone anzutreffen; denn sie sind ja an das Vorhandensein alten Baumbestands mit natürlichen Nisthöhlen gebunden.

In der letzten Zeit hat sich die Dohle recht breitgemacht. Auch der Waldkauz hat am Vertreiben wertvoller Höhlenbrüter Anteil. So ist nachts der okarinaartige Ruf der Zwergohreule nur noch selten zu hören. Die Schleiereule, die am Rhôneufer und in den alten Baumbeständen der Mas, der ländlichen Besitzungen, gern brütete, wird oft von den Dohlen verjagt. Die farbenprächtige Blauracke ist im wesentlichen auf zwei Gebiete beschränkt, auf die alten Bäume bei Villeneuve und bei Les Bruns an der Petit Rhône. Nur der Wiedehopf ist noch verbreiteter; man sieht ihn zur Fütterungszeit häufig fliegen.

*

An jenem Sonnabend, als wir mit unserer Fahrzeugkolonne durch die engen, alten Gassen von Arles fuhren, um Monsieur M. G. Tallon, zu suchen, ahnten wir noch nichts von alledem, was uns in den nächsten drei Monaten erwartete. Am späten Nachmittag fuhren wir mit sämtlichen erforderlichen Genehmigungen für das Reservatsgebiet in der Tasche über die neue Rhônebrücke und gelangten so in das Deltagebiet. Wir hatten die „Pforte zur Camargue“ durchschritten und befanden uns auf dem seit Monaten ersehnten Boden. Noch bewegten wir uns in den Straßen von Arles, das sich mit seinem Quartier Trinquetteille selbst über die Rhône auf die „Île“ vorgeschoben hat. Südlich der Stadt wird das Land offen: Rebfelder ziehen sich längs der Straße hin, und schon tauchen die ersten Reiskulturen auf. Es geht immer weiter nach Süden, am Rhônehauptarm, der Grand Rhône, entlang, bis wir von der Straße rechts abbiegen müssen, auf Tour du Valat zu, die Besitzung des Schweizers Dr. Luc Hoffmann, der uns Gastrecht gewähren will und auf dessen riesigem Gelände wir unser Hauptlager aufschlagen.



Jeder, der wie wir dieses geheimnisumwitterte Schwemmland zwischen den Mündungsarmen der Rhône nur aus der mehr als spärlichen Literatur kennt und nun spannungsgeladen zum ersten Male diese „Terra sacra“ der Ornithologen aller Welt betritt, ist zuerst tief enttäuscht. Von „unberührter Wildnis“ keine Spur! Im Gegenteil: Sobald man die große Papierfabrik am Südrand von Arles hinter sich gelassen hat, zieht sich intensiv bebautes Kulturland hin, soweit das hungrige und erwartungsvolle Auge von der guten Asphaltstraße aus, auf der unser schwerer Campingzug immer weiter südwärts rollt, nur schauen kann, und in und um Arles nur Blüten – Tulpen, Narzissen, Jasmin . . . Sorgsam gepflegte Rebfelder tauchen auf, deren schnurgerade Reihen Rebstöcke sich vom Straßendamm hinziehen bis an den nächsten Quergraben, der Süßwasser von der Rhône bringt, oder bis an eine dichte Reihe dunkler Zypressen, die als Windschutz gegen den gefürchteten, das Land austrocknenden Mistral angepflanzt worden sind.

Die Rebfelder werden von Reiskulturen abgelöst, die nach dem zweiten Weltkriege aufkamen. Noch sind viele der flachen, rechteckigen Anbauflächen leer und kahl und unbearbeitet. In manchen schimmert schon Rhônewasser, das aus langen, oft betonierten, schmalen Kanälen hergeleitet und von emsig tuckernden Rohölmotorpumpen in die unterschiedlich hoch gelegenen, eingedämmten Felder gedrückt wird. Ab und zu taucht hinter alten Platanen, Tamarisken oder Silberpappeln eine Mas auf, ein einsames Gehöft, noch in der Süßwasserzone, in der allein Trinkwasserbrunnen vorhanden sind. Weiter nach Süden zu wird trinkbares Süßwasser kostbarer als der rote Landwein, und vielen jener Gehöfte, die früher, vor der großen Versteppung des Zentrums der Camargue, noch mitten in der Süßwasserzone lagen, sind die Brunnen im wahrsten Sinne des Wortes versalzen. Dort wird das Wasser der spärlichen Regengüsse vor allem des Winterhalbjahres in großen Steintrögen aufgefangen und sorgsamer denn alles andere über die trockenen Frühjahrs- und Sommermonate hinweg gehütet. Die Bewohner können jedoch nicht verhindern, daß sich in ihm Tausende von toten Mücken und anderen Insekten ansammeln, hier und da sogar tote Frösche, und daß Algen das Wasser schlierig machen. Aber: Es ist Süßwasser und – abgekocht – genießbar!

Nun ist es dunkel geworden; nur am westlichen Horizont leuchten noch helle, goldgelbe und rötlichgelbe Flecken aus dem graublauen Gewölk. Das Land wird weiter und einsamer; schließlich gelangen wir hinter Le Sambuc zwischen breiten Kanälen und Gräben auf hohem Damm in die Salicorniasteppe. Von weitem dunkelt die hohe Baumgruppe von Tour du Valat, auf die wir zuhalten müssen. Ein Stelzenläufer fliegt über uns hinweg, und dann streicht ein Purpurreiher, gerade noch erkennbar, in geringer Höhe über die Fahrzeuge: Erste Boten jener Vogelwelt, um derentwillen wir hauptsächlich über zweitausend Kilometer hinweg in diese seltsame Landschaft gekommen sind, verheißungsvoller Auftakt für unsere künftige Arbeit! Wir sind in einer andächtigen Stimmung.

Im Windschutz eines alten Tamariskenhaines am südöstlichsten Rande von Tour du Valat, dort, wo die große Salzsteppe beginnt, richten wir unser Basislager ein. Von hier haben wir nicht sehr weit zum Brunnen. Es ist ein schöner Platz. Im Gebüsch unmittelbar hinter dem Wohnwagen schlagen die Nachtigallen bis in die tiefe südliche Nacht hinein, und der Orpheusspötter singt sein Lied. Laubfrösche sitzen in den Zweigen und quaken mit viel Luft und Ausdauer. Dann kommt eine Zeit, da sie, hinuntergeklettert in die Gräser und Halme, stumm geworden sind. Nachts schreit immer ein Waldkauz unmittelbar über dem Wohnwagen in unsere unruhigen Träume hinein, oder es hallt der krächzende Ruf einiger von Tümpel zu Tümpel streichender Nachtreiher. An den feinmaschigen Gazegittern vor den offenen Fenstern des Campings sirren die Mücken in unvorstellbaren Schwärmen, blutgierig, angelockt von dem heißen Dunst unserer im Schlaf dampfenden Körper, die selbst in der Nacht keine Kühlung oder Entspannung finden. Diese Mücken machen jeden noch so kurzen Gang ins Freie zu einem kleinen Spießbrutenlauf. Kehrt man ins Innere des Wohnwagens zurück, hat man hundert dieser Biester auf den Kleidern sitzen, und nun beginnt wieder die Jagd mit dem zusammengefalteten Handtuch nach jedem einzelnen dieser geflügelten Plagegeister; denn solange auch nur eine einzige Mücke noch innerhalb des Wagens summt, schläft man doch nicht wieder ein.

An Eidechsen und Schlangen hat die Camargue verhältnismäßig wenig aufzuweisen. Was wir an diesen Tieren fanden, lebte in der Zone der Süßwasservegetation oder

doch zumindest in der Übergangszone zur Salzsteppe, niemals aber in dieser selbst. Zuerst machten wir Bekanntschaft mit den Smaragdeidechsen. Das sehr schön gefärbte große Tier lag eines Vormittags in einem dünnen Tamariskenbusch, in den äußersten Zweigen, ohne sich bei unserem Kommen auch nur zu rühren. Sie gab sich ganz und gar dem Sonnenschein hin. Als ich mich ihr mit der Kamera näherte, wurde sie in den bisher so schläfrigen Perlenaugen munter und drehte einige Male behende den Kopf. Das war aber auch alles!

Von nachhaltigerer Wirkung war die Begegnung mit einer riesigen Perleidechse, die der große schwarze Hund des Observators der Station Biologique, des Herrn Müller, eines Morgens im hohen Grase aufspürte und die wir in die niedrige Vegetation hinaustrieben. Sie war, von der Maul- bis zur Schwanzspitze gemessen, 585 mm lang und lag in den kleinen bunten Blüten ausgestreckt wie ein kleines Krokodil.





Die Reihen kleiner spitzer Zähne und die kräftigen Schling- und Kaumuskeln in ihrem Maul machen glaubhaft, daß die Perleidechse mit Vorliebe junge Kaninchen in den Bauen verschlingt. Aber – das war einmal, zumindest in der Camargue, wo, wie in ganz Frankreich, die Kaninchen durch die Myxomatose fast völlig ausgerottet sind. Wir haben während unseres dreimonatigen Aufenthaltes im Rhône delta und in der übrigen Provence kein einziges Kaninchen gesehen, dort, wo es vordem von ihnen geradezu gewimmelt hatte. Seit dem Verschwinden der kleinen, flinken Nager ist auch die schöne Perleidechse seltener geworden.

Im gleichen Biotop treffen wir innerhalb der beiden Rhône arme auch die wichtigste Schlange der Camargue an, die Treppennatter. Sie ist freilich – ohnehin schon nicht allzu häufig – eher zu beobachten als zu fotografieren, und man muß schon viel Glück haben, wenn man sie einmal gut vor die Kamera bekommen will. Meist aber sieht man nur einige Halme und Blätter raschelnd sich bewegen, wo sie vor Sekunden geschmeidig im Gewirr der niedrigen Vegetation verschwand. Neben Exemplaren der rückseitig abgebildeten Form gibt es auch solche ohne diese scharf abgegrenzte treppen- oder leiterartige Zeichnung auf dem Rücken, deren Grundfarbe dann nicht grau ist, sondern ein mittleres Braun. Die Länge kann man wohl für die größten Exemplare mit knapp anderthalb Metern angeben. Die Treppennatter ist nicht giftig, beißt aber notfalls herzhaft zu.

Bei den im Bereich unseres Basislagers Tour du Valat vorkommenden Lebewesen müßte man noch die Sumpfschildkröte nennen, die in den vielen Süßwassertümpeln der rhônenahen Vegetationszone regelmäßig vorkommt und nicht allzu selten auch beobachtet werden kann. Wenn man – wie bei der Tierjagd mit der Kamera häufig – stundenlang ruhig ansitzt, wird sie einem, wie auch die Treppennatter und die Eidechsen, noch am ehesten zu Gesicht kommen. Die geringste Bewegung aber veranlaßt dieses so langsam und behäbig aussehende Tier zu eiligster Flucht, und es ist dann so schnell im Wasser untergetaucht und hat sich in den Schlamm eingeschoben, daß man meist nur noch das Nachsehen hat.

*

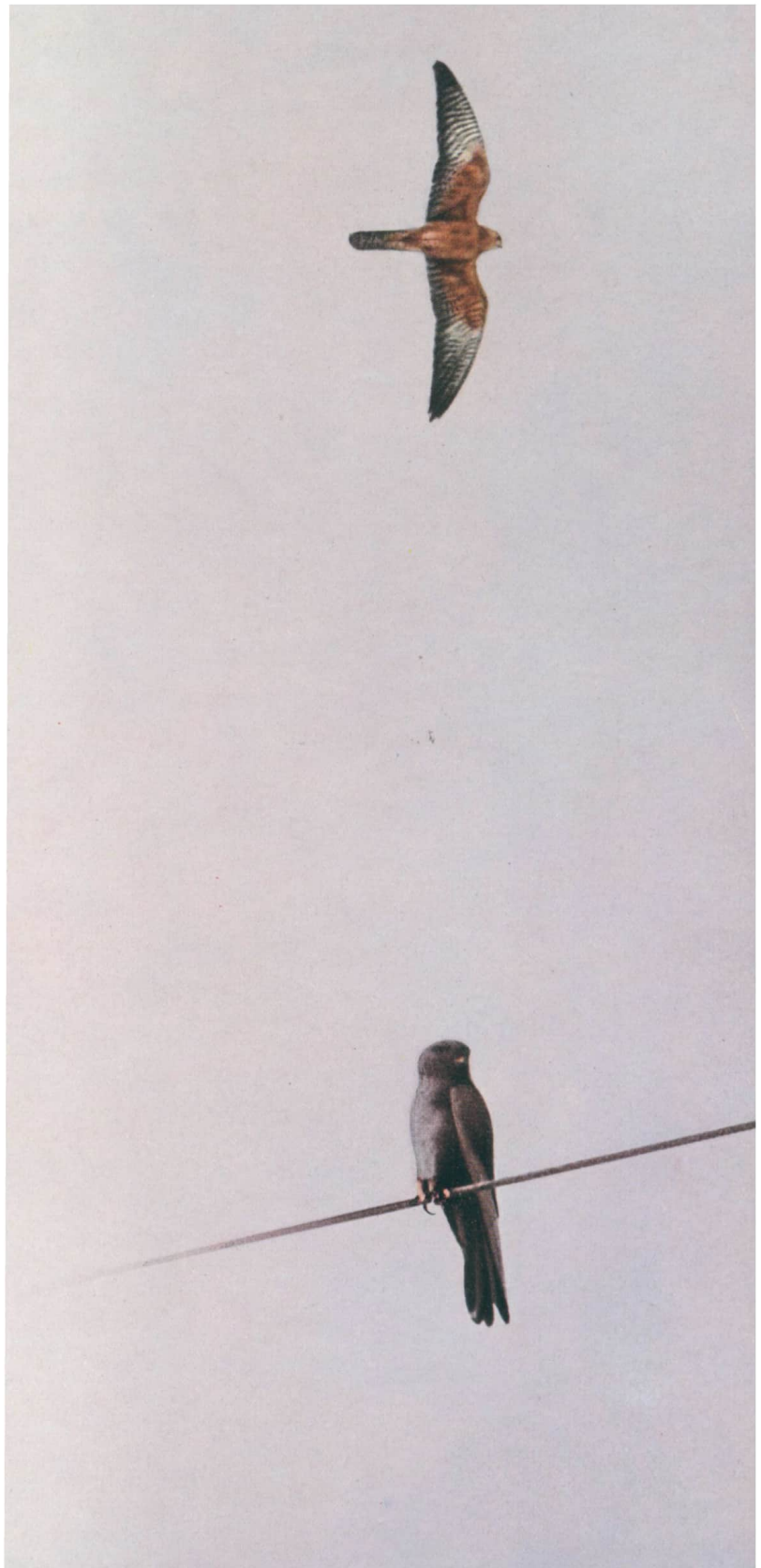
Die grasgrünen kleinen Laubfrösche, die bisher in den Zweigen und auf den Blättern der Brombeeren nicht allzu hoch über dem Erdboden oder in den höchsten Ästen der Tamarisken gesessen und so eifrig gequakt hatten, daß man es sogar aus den gegenüberliegenden Baumreihen vernehmen konnte, waren eines Tages nicht mehr zu hören. Uns fehlte direkt etwas, als diese Quaktöne ausfielen! Es war eine fast körperlich spürbare Stille eingetreten. Das war die Zeit, etwa im letzten Maidrittel, in der die Laubfrösche auf den Erdboden herunterkamen.

Diese ungemütliche Stille währte aber nicht lange, denn bald zirpten die ersten Zikaden auch hier in der Camargue. In der nördlichen Provence waren sie schon lange Zeit da. Nun waren sie auch in unserer ruhigen Ecke nicht mehr zu überhören. Ihr ununterbrochenes Schrillen drang selbst in die entlegensten Winkel unseres Lagerbereichs. Wir hatten uns auf unseren Erkundungsfahrten in den ersten Wochen, in denen wir die Landschaft kreuz und quer durchstreiften, oft über merkwürdige Porzellaninsekten gewundert, die als „Souvenirs“ in den Andenkengeschäften an die neugierigen und mitbringselfreudigen Reisenden verkauft wurden. Später wußten wir es: Es sind Zikaden, deren größte Art (*Lyristes plebejus*) das Wappentier der Provence ist, und heute ist mir klar, weshalb die Provençalen dieses ausgefallene Wappentier gewählt haben. In einer bestimmten Zeit ist die Zikade in der Provence nicht mehr zu überhören. Sie fällt einem, nachdem man diesen neuen Klang zuerst mit Freude und Entzücken genossen hatte, dann langsam nicht nur auf die Trommelfelle, sondern auch auf die Nerven!

Im letzten Drittel des Monats Mai taumelten in der Abenddämmerung mit beinahe fledermausartig langsamem Flatterflug riesige Schmetterlinge um das grelle Licht unserer Campinggaslampe und an die hell erleuchteten Fenster des Wohnwagens. Es hat Abende gegeben, an denen sie so zahlreich waren, daß ich unwillkürlich an die Erzählung Jean-Henri Fabres von den Hochzeitsflügen der Nachtpfauenaugen, an seinen „Nachtpfauenaugenabend“, erinnert wurde. Am Tage sahen wir sie gelegentlich bewegungslos an den Zweigen und Halmen hängen und sitzen. Wirklich – große Nachtpfauenaugen, die zu den größten Nachtfaltern gehören, die Europa kennt.



Am 6. Mai hatten wir unser Lager aufgebaut, und am 7. Mai bot uns die Camargue schon die erste Überraschung: Als wir uns ungeduldig und erwartungsfreudig mit dem Schwimmwagen auf Erkundungsfahrt begaben, sahen wir längs der großen Süd-Nord-Straße der Camargue zwischen Le Sambuc und Salin de Giraud einige Rotfußfalken (*Falco vespertinus*), die auf den Drähten der neben der Straße herlaufenden elektrischen Salzwerkbahn fußten oder auf langen Stangen, die hier und da in den Boden der noch trockenliegenden Reisfeldbecken gesteckt waren. Ab und zu stießen sie zum Erdboden herab und blockten mit Beute wieder auf, in der wir Grillen vermuteten. Eine am nächsten Tage mit Max Müller durchgeführte Kontrolle bestätigte unsere Beobachtung. Es waren fünf Männchen und drei Weibchen des hier seltenen Falken, der die Camargue nur auf dem Zuge berührt.



Im Laufe der nächsten vierzehn Tage trafen wir diese Vögel regelmäßig an dieser Straße an, wo sie meistens auf den Hochspannungsdrähten saßen. Der letzte wurde am 19. Mai gesichtet; dann waren die Falken verschwunden. Aber bis dahin hatten wir sie einige Male auch in allernächster Nähe unseres Lagers beobachtet, und dann immer in den Abendstunden. Sie jagten im Windschatten unseres Pinien-Tamariskenwäldchens nach Insekten. Am 12. Mai ließ sich diese Jagd besonders schön verfolgen. Mein Mitarbeiter Fritz Meyer schrieb in sein Tagebuch: „Die Dunkelheit war schon sehr tief, die Sicht betrug nur noch einige Meter, als die Falken wieder über unserem Lager erschienen. Wir kannten sie in ihrem Verhalten bereits von den vorangegangenen Tagen, an denen bessere Beleuchtungsverhältnisse geherrscht hatten. Heute spielte sich durch ihr spätes Erscheinen alles schattenhaft gegen den sternklaren Himmel ab. Es waren zwei Falken. Im ersten Augenblick glaubten wir, große Fledermäuse vor uns zu haben, so lautlos und flugsicher wischten sie an den Pinien entlang. Selbst wenn sie in die breitkronigen, weit verästelten Pinien einflogen, um die schwärmenden Insekten zu greifen, bewegten sie sich unheimlich sicher. Gegriffene Insekten kröpften sie im Fluge. Sie ließen sich dabei fallen, und aus den Geräuschen ging hervor, daß sie Libellen rissen: Das Knistern der Libellenflügel war deutlich hörbar. Die Entfernung zwischen den Falken und uns war mitunter nicht größer als 5 bis 8 Meter.“

Am 18. Mai fanden wir in den Ruinen von Le Pebre, dort, wo die unsichere Piste quer durch das Salzschlammfeld zum Phare de la Gacholle beginnt, ein Paar Rötelfalken (*Falco naumanni*), dessen Fünfergelege in einem Mauerloch von Mitarbeitern der Station Biologique entdeckt worden war. Das sollte der erste Brutnachweis dieses Falken für die Camargue sein. Eine Woche später, als wir die Falken beim Brüten fotografieren wollten, war das Gelege durch Steinwürfe vernichtet. Am Nordrand der Camargue ist allerdings ein Rötelfalken-Brutplatz bekannt, an dem diese Vögel fast alljährlich mit Sicherheit, sogar kolonieweise brütend, angetroffen werden: Die Ruinen der hohen Mauern der im 10. Jahrhundert gegründeten Benediktinerabtei Montmajour bei Arles. Aber für den Tierfotografen sind diese Niststätten an den festungsartigen, sehr hohen Außenmauern nur unter schwierigstem Einsatz

erreichbar, und für uns lohnten Aufnahmen an dieser Stelle wegen des erforderlichen Zeit- und Materialaufwandes absolut nicht.

Bei Le Pebre fanden wir auch Turmfalken (*Falco tinnunculus*), die oft auf der mächtigen, dürren Platane saßen. Trotz Verwendung bester Zeiss-Feldstecher und 42fach vergrößernder Gläser waren wir uns beim Ansprechen der Vögel nicht immer im klaren, wen wir vor uns hatten, da ja Verwechslungen mit dem Weibchen des Rötelfalken, das auf dem Rücken die gleiche gestrichelte Zeichnung aufweist, leicht möglich sind. Eines Abends erlebten wir eine neue Überraschung in dieser für uns an Erlebnissen so reichen Zeit und Landschaft. Fritz, der selbst zu Hause mit dem Fangnetz arbeitet und eifriger Beringer ist, begab sich jeden Morgen – am liebsten schon vor dem Aufstehen – in die weite Salzsteppe und kontrollierte im ersten Schein des heraufziehenden Tages die japanischen Perlon-Vogelfangnetze, die überall im Gelände von Tour du Valat von den Mitarbeitern der Biologischen Station aufgestellt worden waren. Auch nach Feierabend ließ er es sich nicht nehmen, die Netze nochmals nachzusehen. Eines Abends kam er gegen 22 Uhr ganz aufgeregt in den Wohnwagen gestürzt. Im großen Quernetz, das auf freier Wiese im rechten Winkel an eine Tamarisken-Buschreihe stößt, hing eine große Fledermaus! Fledermaus im Fangnetz? Das klingt doch beinahe unglaublich! Also mit Kamera und Elektronenblitzgerät hinausgestürzt! Tatsächlich! Sie hat mit ihren spitzen Zähnen schon einige Fäden durchgebissen. Schnell wird ein Blendenfächer mit dem „Hobby“ geblitzt und dann die Fledermaus sorgsam aus der Umschlingung gelöst und zur Station gebracht, wo sie einwandfrei als Große Hufeisennase bestimmt werden kann. Damit bricht in mir eine Vorstellung zusammen: Wie ist es möglich, daß diese Fledermaus auf ihrer nächtlichen Insektenjagd in dieses Netz gerät? Haben wir nicht früher von Versuchen gehört, nach denen Fledermäuse, mit leukoplastverklebten Augen in einem mit Zwirnsfäden kreuz quer gespannten, dunklen Zimmer fliegend, allen Hindernissen mit unheimlicher, „radargesteuerter“ Sicherheit ausgewichen seien? Auch das feinste Perlernetz müßte doch die ausgesandten hochfrequenten Peil- (Lot-) Töne reflektieren und den Flieger warnen! War es nur gieriger Verfolgenseifer, der diesen merkwürdigen und seltenen Fall schuf?

Der Purpurreiher war der erste der Reiher, der uns in der Camargue begegnete, als wir am Abend des 6. Mai, von Arles kommend, nach Tour du Valat einbogen. Wir wußten damals noch nicht, daß unweit unseres späteren Basislagers eine der Brutkolonien des Purpurreihers der Camargue lag. Nach dem Seidenreiher war er der Vogel, den wir während unseres dreimonatigen Aufenthaltes im Rhônedelta am häufigsten antrafen.

1956 waren viele Brutplätze der Purpurreiher bekannt, die meist im östlichen bzw. südöstlichen Teil der Camargue lagen. Neben den umfangreichen Kolonien im riesigen Rohrschunzel des Marais de Faraman und im Marais de la Grand Olao in der Petite Camargue gab es noch eine kleine Kolonie mit einzelnen Brutpaaren südlich der Station Salin de Badon der Réserve in den Tamariskensümpfen westlich der Cabane Rouge. Von Hallers Kolonie im Étang de Ginès hörten wir nichts! „Unsere“ aber lag im Étang de Vaccarès und war nur mit dem Boot zu erreichen.



Wir hatten auf der Suche nach den Bartmeisen, die wir dann auch unmittelbar hinter den Hütten der Fischer vom Vaccarès im dichten Rohrbestand fanden, wo sie an Fritz Meyer in bekannter Neugier bis auf Armlänge heranturnten, auf dem schilfbestandenen Sumpfgelände Marais de Vazel Purpurreiher in größerer Zahl immer wieder einfallen und auch aufsteigen sehen. Wir nahmen daraufhin an, daß dort eine Brutkolonie sein müßte; aber Monsieur Barrou, der Wärter auf La Capellière, führte uns später in die von ihm besonders betreute Kolonie am Ostufer des Vaccarès. Zwischen den Cabanen der Fischer vom Vaccarès und dem Pont Noir liegt ein ausgedehntes Rohr- und Schilfgebiet, das besonders in Landnähe derart verholzt und verwirrend verwachsen ist, daß vom Ufer her kein Durchkommen möglich ist, es sei denn, man schlage sich mit einem Haumesser mühsam einen begehbaren Pfad in diesen Dschungel. In der westlichsten Spitze, im frisch aufgeschossenen, fast zweimal mannshohen Röhricht hatten die Purpurreiher ihre Horste angelegt. Beinahe hätten wir die Filmaufnahmen hier verpaßt. Zum Schluß waren mit vieler Mühe und nach schwierigstem Suchen gerade noch zwei Horste mit fast flüggen Jungen aufzufinden. An einem wurde das Versteck, das wir mit einem Boot über den Vaccarès rudern und dann mühsam einen Trampelpfad entlangschleppen mußten, einen Tag vorher eingebaut. Den ersten Tag saß ich hier vergebens an: Die sehr großen Jungen, die, wie üblich, bei unserem Näherkommen vom Horst verschwanden, kamen nicht zurück; die Alten fütterten außerhalb des Horstes. An diesem Tage gab ich, tief entmutigt, den Ansitz auf, und weil ich nicht die vier Stunden bis zur vereinbarten Zeit warten mochte, da ich mit dem Boot abgeholt werden sollte, versuchte ich, zu Fuß die knapp eintausend Meter durch den Rohrwald zum Ufer nach La Capellière zu gelangen. In meinen schweren, bis unter die Achselhöhlen reichenden Gummiwathosen war das eine unerhörte Anstrengung. Jeder Fuß mußte aus dem zähen Schlamm herausgezogen, durch das unheilvoll verwirrte Rohrdickicht gezwängt und wieder in das reichlich knietiefe Wasser und in den Schlamm eingetaucht werden, bis ich fest stand. Mücken und stickige Luft taten das übrige; nach zwei Stunden war ich, total erschöpft, glücklich, auf meine eigene Spur zu stoßen und so zum Versteck zurückzugelangen. Ich war im Kreis gelaufen.

In dem neuen, am selben Spätnachmittag an einem zweiten Nest gebauten Kamera-versteck hatte ich endlich Glück. Zwar waren die Jungen wieder vom Horst verschwunden, als wir anrückten, und hatten nur ihre erbrochenen Nahrungsreste auf dem Nestrand zurückgelassen (unter denen wir u. a. Blutegel feststellten!), aber im Laufe der nächsten vier Stunden kehrten sie alle drei nacheinander wieder aus dem grünen Dämmer der Rohrhalme zurück. In diesen Stunden des nachdenklichen Wartens auf die alten Purpureiher hörte ich unmittelbar an der Jutetarnwand meines Versteckes ein Rascheln, das in Abständen von etwa 8 bis 10 Minuten immer wiederkehrte. Erst dachte ich an eine Wasserratte, aber dann klang das Rascheln an der Jute auch in halber Versteckhöhe, und schließlich hörte ich eine Vogelstimme, die ich, da sie mir unbekannt war, nicht einordnen konnte. In meinem Notizbuch vermerkte ich lediglich einige kurze Laute wie „tschui“ und ein hartes Schnarren. Durch einen rasch in die Jutewand geführten Schnitt steckte ich das Objektiv der Kamera, und als der Raschler im Spiegel auftauchte, drückte ich einige Male ab.



Meine Stimmnotizen, die kleine Skizze von der Zeichnung und Farbe dieses Tieres und die in Paris entwickelten Farbfotos, auf denen einwandfrei der stark abgerundete Schwanz zu erkennen war, brachten Klarheit: Es war der Seidensänger (*Cettia cetti*), der von der ausgefransten Schnittfläche meiner Jutetarnung Fäden herausgezupft hatte, um damit vermutlich sein Nest im niedrigen Pflanzenwuchs wohlverborgen zu bauen. Einige Male mußte ich im Versteck laut lachen, wenn ich sah, wie der kleine Vogel nach eifrigem Zupfen, den Schnabel voller Fasern, losfliegen wollte, aber durch einen langen, noch am Stoff festhängenden Jutefaden, den er mit gepackt hatte, ruckartig wieder aus der Luft heruntergerissen wurde, und wie er es immer und immer wieder mit gleichem Mißerfolg probierte. Ich konnte ihm doch nicht begreiflich machen, daß er diesen einen Faden loslassen müsse!

Ich bin in einer wunderlichen Stimmung: Da sitze ich inmitten eines riesigen Lagunendeltas am Mittelmeer, inmitten eines kilometerlangen und breiten Rohrgürtels im Vaccarès in einem winzigen Versteck zwischen ragenden Halmen, überrauscht von den langen, schmalen Blättern und vom Mistral, der über die Camargue fährt und draußen auf dem Étang hohe Wellen aufwirft. Vor mir, im Spiel zwischen Licht und Schatten, stehen drei junge Purpurreiher auf dem Nest, putzen sich und recken sich und warten auf die Eltern. Bei jedem heiseren Schrei, der über den See herüberklingt, recken sie die langen, dünnen Hälse und starren jedem Schwingenschatten nach, der über die Rohrwildnis gleitet. Wo werden die Altreiher stehen und fischen? Wir kennen ihren Aktionsradius nicht! Fischen sie im Étang de Fournellet oder stehen sie in den Tümpeln von Tour du Valat? Ich suche in Gedanken all die mir bekannten kleinen und großen Lagunen und Gräben ab, in denen ich schon Purpurreiher stehen sah. So lange wie hier habe ich – außer bei der Graugans am Müritzsee in Mecklenburg und beim Kranich in der sächsischen Oberlausitz – noch bei keinem Vogel hinter der Kamera wartend gesessen!

Die Jungen werden unruhig. Wie die Orgelpfeifen hocken sie, auf der ganzen Sohle sitzend und auf die Fersengelenke gestützt, in der Nestmitte, und deutlich ist der starke Größen- (Alters-) Unterschied zu erkennen. Sie müssen mit etwa 2 bis 4 Tagen Abstand aus den Eiern geschlüpft sein. Und plötzlich ist ein alter Purpurreiher da!





Zunächst sehe ich nur seinen langen, spitzen Dolchschnabel und das stechend gelbe Auge aus dem Halmgewirr auf die keckernden Jungen zu gerichtet. Dann aber steigt er auf den Horst herunter.

Er muß – ich habe keinen Schwingenschlag gehört – einige Meter vom Nest entfernt eingefallen und dann lautlos, jedenfalls im Geraschel des Röhrichts nicht hörbar, durch die Halme herangeklettert sein. Seine überlangen Zehen befähigen ihn ja ausgezeichnet dazu. Herrlich leuchten sein violettrotes Rückengefieder, sein rost-roter Hals und die schwarzblauen Schopffedern in der Sonne. Schopf- und Brustfedern sind wundervoll gespreizt. So steht er zwischen den gierenden Jungen, die ruckartig die dunkelbraunen Hälse recken und mit ihrem Schnabel nach dem des Altvogels stoßen und ihn zu umklammern versuchen. Dadurch wird der Würgereflex beim Altvogel ausgelöst, und in kurzen Abständen speit dieser die im Kropf mitgebrachten Beutestücke, Fische, Frösche, Schlangen und anderes, nicht Erkennbares, in die Nestmitte oder sogar den Jungvögeln direkt in die aufgesperrten Schnäbel. Nach wenigen Minuten – die leise surrende Filmkamera hat alles mit festgehalten – klettert der Alte langsam an den umstehenden gelben und grünen Rohrhalm in die Höhe und verschwindet im grünen Dämmer des Dickichts.

*

Der Vogel, der uns auf unseren Kamerapirschgängen, Fahrten oder Ritten durch die eigentliche Camargue und in der Petite Camargue am häufigsten begegnete und den wir neben dem Purpureiher auch in den meeresnahen Lagunen fischend antrafen, war der zierliche Seidenreiher. Wie kleine chinesische Porzellanfigürchen standen die Vögel bewegungslos im seichten Wasser der Reisfelder, der Étangs, in den Gräben und Tümpeln und im sumpfigen Schilfgelände, meistens einzeln oder zu wenigen beisammen, und nur in den schwerer zugänglichen Tamariskensümpfen der Übergangszone von der Süßwasser- zur Salzwasservegetation selten in ganzen Trupps. Wie die Purpureiher brüten auch sie nur kolonieweise, aber nicht im Schilf, sondern ausschließlich auf Bäumen. Ihre bekannteste und größte Kolonie findet sich im Schirm-pinienwäldchen südlich des Mas des Sablons.

*



Da in diesem Jahre die kleinere Seidenreiherkolonie beim Château l'Armeilliére an der Grand Rhône nicht mehr bestand – sie wäre für uns die nächstgelegene gewesen – und diejenige vom Weiden- und Eschenwäldchen bei der Mas du Village, südlich von Salin de Giraud, 1956 kaum mehr als 70 Seidenreiherr- und etwa 20 Nachtreiherrhorste umfaßte, mußten also, da andere wesentliche Brutplätze im Jahre 1956 kaum bekannt waren, die meisten dieser in der weiten Camargue stehenden und fischenden Seidenreiherr über große Strecken zu der Kolonie im Pinienwald von Sablons fliegen. Es kann nicht Aufgabe dieses Buches sein, eine genaue Analyse der Seidenreiherrsituation in der Camargue zu geben, und außerdem wechseln die Zahlen fast alljährlich derart stark, daß genaue Angaben gar nicht möglich sind. Valverde kommt 1954 zu ganz anderen Ergebnissen als z. B. Gallet oder Yeates (1947); sogar die einzelnen Wärter weichen in ihren Angaben oft weit voneinander ab. Sicherlich sind aber die für 1956 geschätzten Brutpaare von Sablons mit 500 zu niedrig gegriffen, und ebenso sicher sind die in allen anderen, meistens zahlenmäßig geringeren Kolonien der Camargue in Gemeinschaft mit den Seidenreiherrn brütenden Nachtreiherr mit 33% zu hoch gehalten. Ich will nicht behaupten, daß die in einer meiner Versteckpinien gezählten 34 Seidenreiherr- und 3 Nachtreiherrnester normal sind. Man wird den Durchschnitt pro Nistbaum etwa mit 10 bis 15 ansetzen können. Wirklich ausgezählt wurden die Kolonien weder in Sablons noch in l'Armeilliére oder in Giraud oder Bécasses, auf der Île de la Palissade, der Île des Pilotes oder auf Clamadour. Es sind im wesentlichen nur Schätzungen, die bei mehr oder weniger kurzen Besuchen gemacht wurden. Vom Erdboden aus sind nur die allerwenigsten Reiherrhorste zu sehen. Andererseits muß man sich aber auch davor hüten, auf Grund von Reiherrmassierungen, wie sie z. B. auf dem unteren Bild der vorhergehenden Seite deutlich werden (50 Vögel in einem kleinen Bildausschnitt!), Zahlen anzunehmen, die von der Wirklichkeit nicht erreicht werden.

*

Auch in der Tierfotografie muß der Weg des geringsten Widerstandes nicht immer der mit dem besten Ergebnis sein, und so hatten wir uns vorgenommen, für die

Farbaufnahmen von Seidenreihern nicht die immer und immer wieder gewählte Kolonie in den Pinien von Sablons aufzusuchen, sondern uns an die in den Laubwäldern längs der Grand Rhône heranzuwagen. Dieses Unterfangen erwies sich aber für 1956 so gut wie undurchführbar. Wohl saßen die Nester hier in den Eschen nie allzu hoch und wären verhältnismäßig leicht erreichbar gewesen. Die Stämme der Nistbäume waren jedoch nicht stark genug, um das Gewicht eines Kamera-versteckes und das des Kameramannes tragen zu können. Außerdem war kein kräftiger Baum in Fotografiernähe der Nistbäume zu finden. Selbst mit dem vollautomatischen ROBOT war keine Lösung möglich, weil sich ja der Baum, in dessen Geäst die Kamera befestigt worden wäre, nach dem Verlassen durch den einstellenden Kameramann wieder in seine frühere Lage zurückgebogen hätte, und dann wäre alles andere auf den Film gekommen, nur kein Reihernest!

Mit den Myriaden von blutsaugenden Plagegeistern wären wir schon fertig geworden; denn die waren auch an anderen Sumpfstellen der Camargue so bösartig und zahlreich wie hier. Das dichte Blätterdach des Rhônelaubwaldes hätte uns auch nicht allzuviel Sorgen für den Farbfilm bereitet, da ja mit dem kleinen, handlichen Elektronenblitzgerät bequem zu arbeiten gewesen wäre.

Also blieb letzten Endes doch nur Sablons, wo alte, knorrige Schirmpinien die Kletterarbeit und den Einbau von Verstecken erleichterten. Um die Verstecke selbst kümmerten sich die Seidenreier wenig. Selbst dort, wo ein Reihernest mit Jungen unmittelbar an der Jutetarnwand des Kameraversteckes lag, ging der Fütterungsbetrieb weiter wie vorher. So konnten von diesen schönen Vögeln Beobachtungen und Aufnahmen gemacht werden, die wir vorher nie für denkbar gehalten hätten. Die meisten der Nester waren nur aus wenigen Zweigen lose und locker zusammengefügt, so daß nicht selten die blaßblauen Eier sogar vom Waldboden aus sichtbar waren und oft ein ungeschickter Tritt des zu Neste gehenden Vogels genügte, Eier aus der Nestmulde herauskugeln zu lassen. Wie erwartet, fanden wir zur gleichen Zeit in der Kolonie neben noch brütenden Reihern solche mit frischgeschlüpften wie auch mit fast flüggen Jungen, und es herrschte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ein kreischender Betrieb.





In der allerersten Zeit des Brütens war in der Kolonie wenig Leben, da ja nur die zur Brutablösung anfliegenden Altvögel zu sehen und ab und zu ihre heiseren Schreie zu hören waren. Als dann aber die ersten Jungen schlüpften, wurde der Flugbetrieb lebhafter. Die Anflüge erfolgten zwangsläufig in kürzeren Abständen, und über den in der großen Kälte der ersten Wochen 1956 erfrorenen braunen Pinienkronen schwebte jetzt fast ununterbrochen eine große weiße Vogelwolke.

Die heranwachsenden Jungen, die nach etwa drei bis vier Wochen gelbe Zehen wie die Alten bekamen, fanden bald keinen Platz mehr im sparrigen kleinen Nest und saßen die meiste Zeit auf dem Nestrand oder – und von Tag zu Tag mehr – auf den umliegenden Ästen und Zweigen. Sie kamen nur zum Füttern zum Nest zurück (bald auch dazu nicht mehr!) oder zum gelegentlichen Ruhen. Über Tag hockten sie zwischen den Fütterungen ruhend außerhalb des Nestes.

Die Geschwister vertrugen sich untereinander sehr gut. Fremden gegenüber wurde eine Drohhaltung eingenommen und, wenn diese näherkletterten, keckernd mit dem Schnabel nach ihnen gestochen. Der lockere Nestbau und später die drängende Enge im Nest, dazu die Vielzahl der Jungen und der scharfe Nordwind, der Mistral, der oft gewaltig durch die Pinien fuhr, hatten große Verluste unter Eiern und Jungvögeln zur Folge. Häufig hingen kleine, ausgedörrte Reiherleichen zwischen Zweiggabeln: Jungvögel, die gestürzt waren und sich nicht wieder hocharbeiten konnten. Das meiste aber stürzte auf den Erdboden hinunter. Es blieb nicht lange liegen! Ein Fuchs hatte mitten in der Kolonie seinen Erdbau, der stark befahren war; dem durchdringenden Geruch nach waren auch dort Junge vorhanden. Meyer konnte sogar eine armstarke, über zwei Meter lange Eidechsenatter (*Malpolon monspessulanus*) beobachten, die einen etwa 15 Tage alten, abgestürzten Jungreiher verschlingen wollte, ihn aber beim Anblick des Menschen wieder auswürgte und verschwand.

Unter den von erschreckten Jungreihern erbrochenen oder beim Füttern heruntergefallenen Nahrungsteilen räumten mit Vorliebe die Nachtreiher der Kolonie auf, die ich oft geruhsam unter den Pinien umhersteigen und nach den Fisch- und Froschstücken stechen sah.

Die Jungen, die in der Regel in sehr kurzen Abständen hintereinander schlüpfen (am 4. Juni z. B. von 10 bis 13,30 Uhr alle fünf Junge eines Paares), lernen die Altvögel sehr genau kennen und keckern ihnen, wenn sie mit Futter angefliegen kommen, meistens schon sehr weit entgegen. Fremde Junge, etwa vom Nachbarnest, drängen sich nicht in die Fütterungen anderer Familien, sondern stehen währenddessen stumm auf ihrem Nestrand und stieren ins Geäst.

Kommt der im Brüten oder später im Füttern ablösende Gatte angefliegen, so meldet er sich von weitem durch lautes, tiefes Quarren an, das stärker wird, wenn er im Wipfel des Nistbaumes eingefallen ist. Der auf dem Nest sitzende bzw. bei den Jungen stehende Altvogel erhebt sich nun und spreizt das Gefieder. Das Geschrei beider wird immer heftiger und schneller. Der in den äußersten Wipfelzweigen gelandete Ankömmling steigt, einen Zweig im Schnabel mitbringend, auf langen Ständern über das Geäst dem Neste zu. Die spitzen Schnäbel der alten Reiher sind tief nach unten gerichtet, wie die gesenkten Schwerter zweier sich nicht unfreundlich nähernder Ritter. Der Ankommende darf den Nestbereich nur betreten, wenn er im Schnabel als „Erkennungszeichen“ einen Zweig mitbringt. Hat dieser seinen Zweck erfüllt, läßt ihn der Vogel einfach fallen. Der bisher auf dem Nest gewesene Reiher klettert davon, und der Neuangekommene wird sofort von den Jungreihern angebettelt, die mit ihrem Schnabel wieder den des Alten umklammern und ihn so zur Abgabe des im Kropf mitgebrachten Futters veranlassen. Wird dieser Erkennungszweig einmal nicht mitgebracht, was merkwürdigerweise gar nicht allzuselten geschieht, so wird der Ankommende von dem auf dem Nest Sitzenden unter wildem Gekecker und Federspreizen mit wütenden Schnabelhieben weggestochen.

Ich sitze Tag für Tag in meinem windigen Versteck hoch oben unter dem Wipfel meiner Schirmpinie, und unmittelbar hinter der dünnen Versteckwand aus grob gewebter Jute spielt sich ein vielfältiges Leben ab. Ich bin mitten in der Kinderstube der Seidenreiher, und sie wissen es nicht. Manchmal wispern die Kleinen wie Enten- oder Gänsekücken, dann wieder schreien sie rauh und mißtönend. Die Alten quieken manchmal wie Ferkel, die an den Ohren gezogen werden.

*



Der Nachtreiher, dessen Nest mit auf meinem Versteckbaum lag, war mißtrauischer als die Seidenreiher. Es gab Tage, da ihm das leuchtende Auge meines Kameraobjektivs absolut nicht gefiel. Dann konnte er stundenlang auf einem seitlichen Ast sitzen, der ihn nur halb verdeckte, und beobachten. Schwankte das Versteck im heftig blasenden Mistral hin und her, so ging sein dicker Kopf mit dem plumpen Schnabel und dem schönen roten Auge im Rhythmus des Schwankens mit. Wenn er aber auf dem Neste saß, dann saß er wesentlich fester als die Seidenreiher, die schon bei der geringsten auffälligen Störung kreischend abstiebt.

Im Gesamtgebiet der Camargue tritt der Nachtreiher stets in Brutgemeinschaft mit dem Seidenreiher auf, führt aber eine unterschiedliche Lebensweise. Am Tage fliegt er, wenn nicht aufgeschreckt, nur selten. Entweder sitzt er brütend oder hudernd auf dem Nest, das in ähnlicher Weise angelegt und gebaut ist wie das des Seidenreihers, oder er steht irgendwo in den Brackwassertümpeln. Erst gegen Abend und am meisten in der Dämmerung wird er lebendig und ist auch in tiefer Dunkelheit im Fluge rufend zu hören. Merkwürdigerweise haben wir ihn nie in unmittelbarer Meeresnähe beobachten können wie etwa den Purpur- und Seidenreiher, sondern nur in der Süßwasservegetationszone.

*

Durch alle Beobachterberichte aus den letzten zehn Jahren geisterte ein seltener Vogel: der Rallenreiher. Ein Nest von ihm wurde bisher selten gefunden, man vermutete nur – das kommt auch bei Valverde zum Ausdruck –, daß er „in einem oder zwei Paaren“ in der Seidenreiherkolonie von Sablons brütete.

Am Nachmittag des 18. Juni entdeckten wir ihn! Es war einer der schönsten Augenblicke unserer Expeditionszeit im Rhônedelta! Sein Nest lag in einer mittelgroßen Pinie, umgeben von vielen Seidenreihernestern, und war, völlig abweichend von diesen, sehr fest um einen 4 bis 5 cm starken, senkrecht stehenden Ast herumgebaut. Die im Nest hockenden drei Jungen waren unterschiedlich groß und etwa 3 bis 8 Tage alt. Demnach müßte der Rallenreiher, im Gegensatz zum Seidenreiher, schon über dem ersten gelegten Ei brüten!





Das Kameraversteck, genau 1,75 m von den Rallenreihern entfernt, war das winzigste in meiner gesamten bisherigen Arbeit als Tierfotograf: Das Sackkleinen der Tarnwände lief unmittelbar um meinen Körper herum, gerade, daß ich die Arme zur Bedienung der Exakta und der Handfilmkamera Pathex-Webo M 16 bewegen konnte. Aber das Geschehen im Rallenreihernest ließ mich die zehn Stunden Hockstellung fast vergessen! Die Vögel waren wenig empfindlich, verließen auch bei grober Störung das Nest nur sehr spät und kletterten nie weit weg, um sofort wieder zum Hudern zurückzukehren. Aber sie taten sehr heimlich – ohne es indessen für den erfahrenen Beobachter tatsächlich zu sein – und nahmen stets Deckung hinter einem Ast oder Zweig. Wenn sie ärgerlich waren, ließen sie ein ununterbrochenes kollerndes „Karrrrrrkarrrr“ hören. Deutlich war die schwarze Schnabelspitze zu erkennen, die den Rallenreiher vom afrikanischen Kuhreiher unterscheidet. Zu allen Fütterungsablosungen brachte der ablösende Gatte *stets* einen Zweig im Schnabel zur Begrüßung mit. Dazu ließ der Ankommende das schon bekannte tiefe, rollende Knurren hören, das vom sitzenden Gatten erwidert wurde. Der mitgebrachte Zweig wurde niemals fallen gelassen, sondern sofort in den Nestrand eingebaut. Im Verlaufe meines Ansitzes wurden beide Rallenreiher durch das häufige Wechseln meiner Kameraobjektive derart vertraut, daß sie weder auf das Bewegen der Kameras noch auf die ab und zu aus der Verstecktarnung auftauchende Hand reagierten. Die letzten Stunden brauchte ich die Jutetarnwand vor meinem Gesicht überhaupt nicht mehr zuzuziehen. Die drei Jungen, die ihren Hals und Kopf stets sehr ruckweise, heftig und kurz bewegten, verließen nach etwa 12 Tagen endgültig das Nest und kletterten in den dichten Nadelaußenkranz der Pinienwipfel, wo sie für den Menschen nur schwer zu entdecken waren.

*

Bei den Beutelmeisen, die ihre kunstvollen Nester in die äußersten Zweigspitzen von Weiden, Ulmen und Tamarisken, meist über das flache Wasser der Tümpel, Lagunen oder Gräben, zumindest aber über feuchtes Sumpfgelände, hängten, erlebte ich wunderliche Dinge.



Beide Gatten bauten eifrig und – ins Menschliche übertragen – mit einer „Verbissenheit“ ohnegleichen ihr kunstvolles Beutelnest. Aber während das Weibchen, wie von einer inneren Unrast getrieben, sich keine Ruhe zu gönnen schien, saß das schwarzwangige Männchen öfter auf einem dünnen Querzweig über dem Nest und sang seine kurze, aber schmetternd harte Strophe. Je weiter der Nestbau voranging, um so öfter legte der kleine Beutelmeisenhahn Arbeitspausen ein, um zu singen.

Von einer bestimmten Zeit an, nämlich dann, als das Nest ungefähr soweit fertiggebaut war wie hier (16. Juni), so daß nur noch die Einflugröhre angesetzt werden mußte (manchmal wird auch die erst noch fertiggebaut), war das vom Weibchen deutlich unterscheidbare Männchen plötzlich nicht mehr zu sehen. Nur das Weibchen flog noch an und baute. Um diese Zeit hatte es bereits seine Eier im Nestbeutel liegen und begann mit dem Brüten. Das Männchen hatte sein Weibchen verlassen, trieb sich in der Umgebung umher, nahm sich ein zweites Weibchen und begann mit diesem den Bau eines weiteren neuen Nestes.

Eifrig sucht nun dieses Paar die Salicorniasträucher in der Salzsteppe nach Wollfetzchen ab, die von den durchziehenden Schafherden an den dünnen, sparrig verästelten Zweigen hängen geblieben sind. Auch Pflanzenfasern werden von den Vögeln geschickt ausgezupft. Überall in den Tamarisken, Ulmen und Eschen hört man zu dieser Zeit – später auch während der Fütterung der Jungen – das gedehnte „Zieeh“ der suchenden Vögel.

Man muß es einmal gesehen haben, mit welcher Sorgfalt insbesondere das Männchen längere Wollfäden oder Pflanzenfasern, die es doch immer wieder einmal findet und herbeiträgt, in die oberste Spitze des Nestes verbaut, dort, wo der Zweig ins Nest hineinführt. Mit wütender Hast bohrt es das mit dem Schnabel gepackte Faserende viele Male und von mehreren Seiten in die wollige Nestwand. Dann klettert es geschickt zwei-, dreimal um den Zweig herum, immer die lange Faser mitziehend, so daß ein richtiger Fadenwickel entsteht, und sticht das freie Ende wiederum in die Versteckwand hinein. So bekommt das ganze Beutelnest mit der Zeit eine derartig elastische Stabilität, daß es auch vom wildesten Mistral kaum heruntergeworfen werden kann!

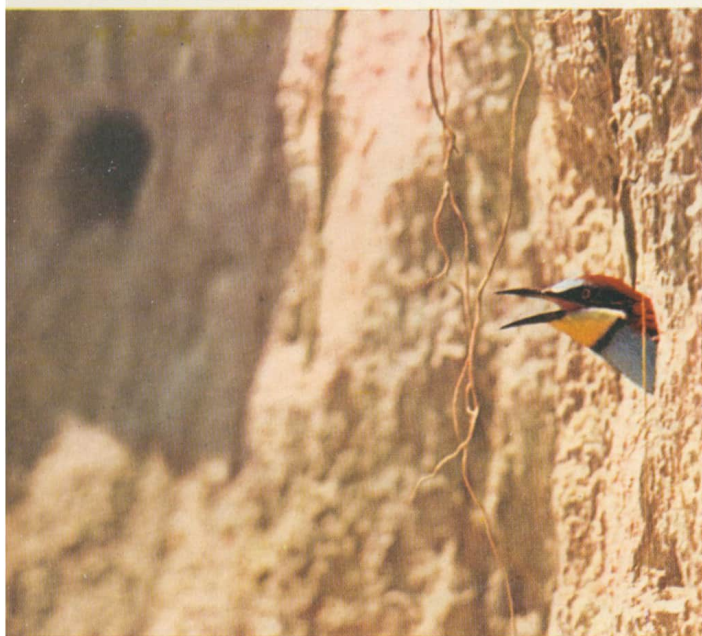
Es kommt auch vor, daß ein Beutelmeisenpaar sein neues Nest an ein altes anbaut, wie in einer im Wasser stehenden alten Tamariske auf dem Gelände von Tour du Valat. Das Ganze sah aus, als hätten die Vögel einen ansehnlichen Balkon an ihr Nest gehängt. An meinem Beutelmeisennest in der Weide am Quergraben habe ich oft und lange gesessen. Es war sehr kurzweilig. Im Busch nebenan sang am hellen Tage laut und unermüdlich eine Nachtigall, so daß ich manchmal Mühe hatte, den ziehenden Ruf der Beutelmeisen, mit dem sie sich stets schon von weitem anmeldeten, zu hören. Beim Polstern der Innenwand arbeiteten die kleinen Baumeister so heftig, daß das große Beutelnest erschüttert wurde und sogar der ganze Zweig mitschwang. Immer wieder lugte der Vogel dabei aus dem halbfertigen Flugloch nach draußen, um nach Feinden Ausschau zu halten. Beim Innenausbau konnte man auch ihre wunderbare Gelenkigkeit beobachten: Manchmal war die Beutelmeise nur halb in die Höhle hineingeschlüpft, so daß der Schwanz noch ein Stück herausstand. In dieser Stellung sah man sie dann oft mit Kopf und Schnabel außen an der Einflugöffnung herumstochern. Der ganze übrige Körper befand sich hierbei also, stark gekrümmt, im Nestinnern.

Das Brüten und dann das Füttern der Jungen übernimmt das Weibchen allein. Das Männchen müßte um diese Zeit zwangsläufig – da ihm die Vielweiberei nachgewiesen worden ist – mit dem Bau seines zweiten Nestes (und danach sehr wahrscheinlich auch noch eines dritten) beschäftigt sein. So würde es sich auch erklären, daß wir zu einem viel späteren Zeitpunkt, als die Jungen unseres zuerst gefundenen Nestes längst ausgeflogen waren, an anderen Stellen noch im Bau befindliche Beutelmeisennester fanden, an denen noch beide Altvögel beschäftigt waren.

Wenn die Jungen fast flügge sind, klettern sie an der Innenwand des Nestbeutels hoch und gucken ins Freie. Die Mutter braucht nunmehr das Nest nur anzufliegen und kann die Futtergabe oft bereits im Schwirrfluge vornehmen. Häufig bläst der heftige Mistral das schwankende, frei hängende Nest dem anfliegenden Vogel vor den Zehen weg. Der gezielte Anflug geht ins Leere. Dann flattert die Beutelmeise wundervoll auf der Stelle, bis das Nest in die alte, von ihr angepeilte Lage zurückpendelt, oder sie stößt ihm gedankenschnell nach.

Die Camargue ist ein Gebiet in Europa, in dem sich die paläarktische und die tropische Fauna berühren, in dem also tropische Vögel auf den europäischen Festlandblock übergreifen. Ein Vertreter dieser südlichen Vögel ist der farbenprächtig schillernde Bienenfresser. Er brütet kolonieweise und kann gar nicht übersehen werden. Wie unser Eisvogel, der als Relikt aus einer Zeit, da in Deutschland noch tropisches Klima herrschte, ebenso auffällig leuchtende Gefiederfarben aufweist, graben auch die Bienenfresser meterlange Brutröhren. Sie sind also auf lehmige Abbruchwände an Ufern oder Böschungen angewiesen. In der Camargue sind neben anderen vor allem zwei Orte bekannt, an denen die Bienenfresser alljährlich Ende April auftauchen. Beide befinden sich am Étang de Vaccarès. Der ruhigere Brutplatz liegt am Nordufer zwischen Notre Dame d'Amour und dem Mas de Cabasolle etwa 100 Meter von der Straße entfernt in einer mit dünnen Kiesschichten durchsetzten Lehmabbruchwand. Die ehemals größere und bekannteste Kolonie aber befindet sich am Ostufer des Vaccarès unmittelbar an der nach Süden führenden Straße, und zwar an der südlichen hohen Lehmabbruchkante der in den Étang hineinstoßenden Landspitze am Pont de Fumemorte.





Unsere Bienenfresseraufnahmearbeit war ein reiner Hindernislauf. Zuerst gab es Schwierigkeiten an der Hauptkolonie. Man muß wissen, daß der Étang de Vaccarès zur Réserve gehört und also Eigentum der (privaten) Société Nationale d'Acclimation de France ist. Das heißt: Die Wasserfläche! Das Ufer gehört zum Besitztum von Fiélouse, und dessen menschenfreundlicher „Patron“ hetzt seinen Jagdaufseher auf jeden Menschen, der sich die Bienenfresser anschauen will. Denn der Betrachter muß ja, um hier ins Wassergebiet der Réserve zu gelangen, über den Grund und Boden von Fiélouse schreiten. Da augenblicklich der Vaccarès sich alljährlich etwa einen Meter ostwärts ins Land frißt, ist natürlich für Fiélouse noch weniger Grund vorhanden, Spaziergänger, die diese Erosion noch beschleunigen, freundlich zu behandeln!

Also siedelten wir nach der Norduferkolonie um, wo nicht solche Menschenfresser hausten. Aber auch das war uns nicht ohne weiteres gegönnt! Wir hatten das im Basislager fertig gebaute und mit Jute verkleidete Versteck auf den Schwimmbwagen geschnürt und brausten, während uns ein starker Mistral ins Gesicht blies, zuerst nordwärts bis Villeneuve, wo die Straße nach Westen abbiegt, am Vaccarès entlang. Auf der Holperfahrt müssen sich wohl die Stricke etwas gelockert haben, so daß der Sturm das mit seiner großen Fläche starken Widerstand bildende Versteck auf das wegen der Schwimmfähigkeit des Wagens hochgezogene, glühende Auspuffrohr drücken konnte. Es hatte wohl schon Feuer gefangen. Aber wir merkten es erst, als nun in der veränderten Fahrtrichtung der Mistral jetzt von der rechten Seite her blies. Mit einem Schlage stand das Versteck in hellen Flammen und sengte Fritz Meyer das noch am Vortage so mühsam gewaschene Hemd an. Mit einem Schreckensruf stürzte er kopfüber aus dem Wagen und schlug sich dabei die Schienenbeine blutig. Es gelang aber, den Wagen sofort zum Halten zu bringen, das Versteck herunterzuschneiden und wegzustoßen, alle Geräte zu retten und schließlich auch noch den brennenden Wagen zu löschen. Aber dann ging dafür bei den Bienenfressern mit einem neuen Versteck alles wie am Schnürchen! Es waren wunderschöne Stunden, die ich, im Versteck im flachen Uferwasser sitzend, an der sonnenglühenden Lehmwand verbrachte. Die Wellen des Vaccarès plätscherten leise an das mit weißen und

gelbbraunen Muscheln und weißem Sand übersäte Ufer. Die schrill klingenden Rufe der sitzenden oder in wundervollem Schwebefluge segelnden Bienenfresser drangen ins Zelt. Manchmal hingen einzelne Vögel am Eingang ihrer Brutröhre an der Lehmwand, andere scharrten noch mit den kurzen, kräftigen Zehen ihre Brutröhre, daß der Lehm in starkem Strahl aus der Öffnung schoß. Oft saßen die Bienenfresser rückwärts in ihrer Brutröhre und streckten nur den Kopf heraus, alle Vorbeifliegenden aufmerksam verfolgend und ab und zu mit in das Gekreis der anderen einfallend. Dann wieder schwebten sie über den im Wasser stehenden mächtigen Tamariskenbüschen oder über der Wand oder auch über der landwärts sich erstreckenden Wiese, um Insekten zu fangen. Danach ruhten sie sich auf der Abbruchkante aus oder schaukelten auf den Wurzeln, die aus der Lehmwand herausragten. Leidenschaftlich gern nahmen sie Sonnenbäder, indem sie sich am Fuße der Brutwand hinsetzten. Wenn sie so dösten, lockerten sie das bunte Kindergefieder, legten den dick aufgeplusterten Wuschelkopf zur Seite, öffneten den Schnabel und gaben sich ganz diesen Wonnen hin. Die Schwingen waren dabei auf dem sonnenwarmen Sand ausgebreitet. Sie lieben die Sonne über alle Maßen! In einer solchen Situation beobachtete ich auch einmal eine Paarung der Vögel. Das Weibchen duckte sich und wurde dabei von dem heftig mit den Flügeln schlagenden Männchen befliegen. Beide schrien dabei, als gälte es, einen Eindringling zu verjagen.

Plötzlich kam Aufregung in die Kolonie! Einem lauten, von allen Vögeln gleichzeitig ausgestoßenem Kreischen folgte tiefe Stille, in die nur das Plätschern der Wellen klang: Eine Elster kam im Terrassensturzflug herunter auf die Brutwand.

Im Laufe der Tage bekam ich heraus, daß durchaus nicht alle frisch gegrabenen und befliegenen Röhren auch Brutröhren waren, sondern nur ab und zu benutzt wurden. Waren es die Schlafröhren der Männchen?

Von fern klingt Kuckucksruf, und aus dem Rohrgürtel weiter westwärts dröhnt der dumpfe Ruf einer Großen Rohrdommel. Auch die Zwergrohrdommel muß dort brüten; denn ich hörte auch hier ihr „wru, wru“. Wenn die Weibchen am Ende der Brutröhren fest über den Eiern sitzen und brüten, übernehmen die Männchen deren Fütterung. Es war jedesmal, als säßen die betreffenden Männchen draußen auf den



Tamarisken und hielten – Futter im Schnabel – ihre Brutröhre dauernd unter Beobachtung. Denn kaum war das Weibchen nach langen Abständen einmal aus der Brutröhre geschlüpft und hatte sich auf einen Zweig gesetzt, war auch schon das Männchen zur Stelle, um sein Beuteinsekt an den Partner abzugeben. Diese Futterübergabe spielte sich oft so rasch ab, daß sich der anfliegende Vogel kaum Zeit ließ, sich neben das Weibchen auf den Zweig zu setzen. Mit flatternden Flügeln blieb er in Bewegung und schoß danach gleich wieder davon. Meistens waren es große, blaugrün schillernde Fliegen, mittelgroße Käfer mit braunen Flügeldecken, sehr häufig Libellen und auch Heuschrecken. Die Nahrung erbeuteten die gewandten Flieger fast ausschließlich im Fluge, und wenn sie ein Insekt gepackt hatten, flogen sie auf die Tamarisken hinaus, setzten sich auf die Zweige und schlugen mit heftigen Kopfbewegungen die Insekten am Holz tot. Das klang so laut, daß ich anfangs glaubte, ein Fischer des Vaccarès schlug etwa 500 Meter hinter mir seine Reusenpfähle in den flachen Seegrund ein.

Die Bienenfresser der Kolonie schienen gemeinschaftlich auf Nahrungssuche zu fliegen, denn immer war eine ganze lange Weile absolute Ruhe an der Brutwand und in den Tamarisken; dann plötzlich war lärmendes Schreien über mir und um mich. Im Spiegel der Kamera sah ich die Vögel im Schwebefluge an der Abbruchkante entlangsegeln und in die Röhren einfahren. Mit einem Male aber war wieder die gleiche merkwürdige Stille wie vorher; nur das leise Knarren des Teichrohrsängers nebenan im Schilf und das Quarren zweier Haubentaucher draußen auf dem Vaccarès drangen zu mir herüber, und das aufdringliche Sirren der unzähligen Mücken in meinem Versteck klang mir im Ohre.

So glühen die Stunden unter der gnadenlos sengenden Sonne dahin, und in den Bruthöhlen liegen eines Tages Junge, die schnell heranwachsen und genau wie unsere jungen Eisvögel flugfähig aus den Röhren kommen. Sie sind von den Alten leicht zu unterscheiden; denn ihnen fehlen die über die übrigen Schwanzfedern hinausragenden Federspieße, und der Nacken ist nicht rostbraun, sondern mehr grünlich befiedert. Aber noch ist Brutzeit. Draußen vor der Brutwand fliegen und sitzen und füttern sich einstweilen nur mit lautem Geschrei die Altvögel.





Es war verständlich, daß wir neben farbigen Einzelaufnahmen auch einen farbigen Tonfilm drehen wollten; denn die beste Einzelaufnahme kann einen im Film festgehaltenen Bewegungsablauf nicht deutlich machen, auch wenn es mit dem vollautomatischen ROBOT hier und da gelingen würde, wichtige Vorgänge in Serienaufnahmen zu erfassen. Es galt als sicher, daß sich unsere treue AK 16, die sich bei der Müritz-Filmexpedition 1954 bewährt hatte, mit ihrem massiven Elektromotor und der schweren Batterie bei den schwierigen Geländebedingungen als zu unhandlich erweisen würde. Zudem war sie keine Handkamera und daher nicht in jeder Situation schnell schußbereit. Deshalb haben wir uns nach einer 16 mm-Spiegelreflexkamera mit Federwerk umgesehen und in der Pathé Webo M 16 auch gefunden. In ihr trafen alle die Dinge zusammen, die wir uns wünschten: Geringes

Gewicht, Handlichkeit, Dauerreflexsucher und damit bedenkenlose Verwendbarkeit auch längster Objektivbrennweiten, Objektivrevolver und – Federwerk! Mit ihr haben wir selbst unter schwierigsten Bedingungen fast 3000 Meter Farbfilm (mit Tonaufnahmen) gedreht.

Während die schwere AK 16 nur vom Auto oder aus dem festem Versteck heraus benutzt werden konnte, wurde die Webo M 16 überall dort eingesetzt, wo es auf schnellste Schußbereitschaft ankam, wo – wie im engen Versteck bei den Rallenreihern – kein Platz war, die räumlich umfangreiche Motorkamera aufzubauen, und vor allem überall dort, wo wir zu Fuß stundenlang durch Lagunen, durch die Marais oder durch die Salzsteppe marschieren mußten, um an die Brutstätten der Vögel heranzukommen. Wir müssen ihr, ebenso wie unsere EXAKTA's und dem ROBOT, danken!

*

Langsam wurde das Wetter besser. Mußten wir in den ersten Maitagen noch dicke Wollpullover anziehen, weil uns sonst der kalte Mistral die Seele aus dem Leibe geblasen hätte, so ließen wir nun fast jeden Tag ein anderes Kleidungsstück im Lager. Die Sonne meinte es gut mit uns, und wenn anfangs der Mistral oft noch den morgens bedenklich bewölkten Himmel blankwehen mußte, so hatte er es später kaum noch nötig, und schließlich hatten wir als Durchschnittstemperatur im Schatten rund 40° C zu verzeichnen.

Nun kam die hohe Zeit der Mücken, vor denen wir nur Ruhe hatten, wenn der Wind auf Süd umgesprungen war, wenn der Schirokko wehte, der aus Afrika kam und die Mücken am Boden im Grase hielt oder in die Büsche und Bäume hinter dem Lager drückte. Blies dagegen der Mistral, der uns im Hauptlager nicht viel anhaben konnte, weil wir im Windschutz des Tamarisken- und Pinienhaines standen, dann wurden die geflügelten Plagegeister unerträglich. Da wir aber mit den Mückenschwärmen von Tour du Valat „Freundschaft“ geschlossen hatten, konnte es sich bei denen, die uns vor allem in den Morgen- und Abendstunden überfielen, nur um fremde handeln, die uns noch nicht kannten!

Am 11. Juni brach eins der beiden großen Unwetter über unser Lager herein, die in uns innerhalb dieser Urweltlandschaft eine vage Vorstellung vom Weltuntergang entstehen ließen. Es begann harmlos: Morgens im Dämmerlicht war der Himmel grau; es regnete leise. Die Tropfen wurden aber immer größer und dichter; sie zogen in den bald entstehenden Riesenpfützen große Blasen. Dann begann es zu blitzen und zu donnern – mit einem Schlage war der Teufel los! Blitz auf Blitz fuhr rings um uns nieder und erhellte das schweflig-gelbe nächtliche Dunkel ununterbrochen, und die Wucht des Donners warf den Wohnwagen hin und her.

Das Unwetter zog, wie schon vorher einmal, vom Süden, vom Meere herein ins Delta und kam im Norden nicht über die Rhônearme hinaus, sondern wurde zurückgeworfen und pendelte nun immer zwischen dem Meere und den Flußarmen hin und her, bis es sich ausgetobt hatte – sieben Stunden lang.

Die Fahrzeuge standen längst unter Wasser, in den Zelten schwammen die Koffer und Kartons, und die Grassteppe ringsum war eine einzige Wasserwüste geworden. Die Pferde, denen das Toben ringsum nichts ausmachte, dösten mit tief hängenden Köpfen, den Schwanz gegen den Wind gerichtet. Die schweren Regentropfen trommelten ohne Unterlaß auf das Campingdach, und es war in all dem Inferno ein wunderbares Gefühl, jetzt in dieser trostlosen Schlamm- und Wasserwildnis im Trocknen sitzen zu können, auch wenn wir vom Wüten der entfesselten Elemente nur durch eine ganz dünne Holzwand getrennt waren.

Langsam läßt das Toben nach, die Blitze werden seltener und immer schwächer. Aber es wird nicht mehr Tag; denn unterdessen ist die Sonne unbemerkt im Westen untergegangen. Ehe man's gedacht, ist der Himmel wieder blankgefeigt, und die Sterne glitzern hell und klar auf uns herunter. Ab und zu fliegt mit heiserem Schrei noch ein Reiher auf weiten Wegen den Nahrungsplätzen oder seinem Neste zu. Unser Gaslicht leuchtet tröstlich hinaus in die nächtliche Weite. Die Mücken, die das Unwetter leider überstanden haben, sirren schon wieder um den Wagen. Drüben in den uralten Silberpappeln bläst eine Zwergohreule mit ihrem Okarinton schwermütig in die Camargue-Einsamkeit. Bald ist Mitternacht . . .

*



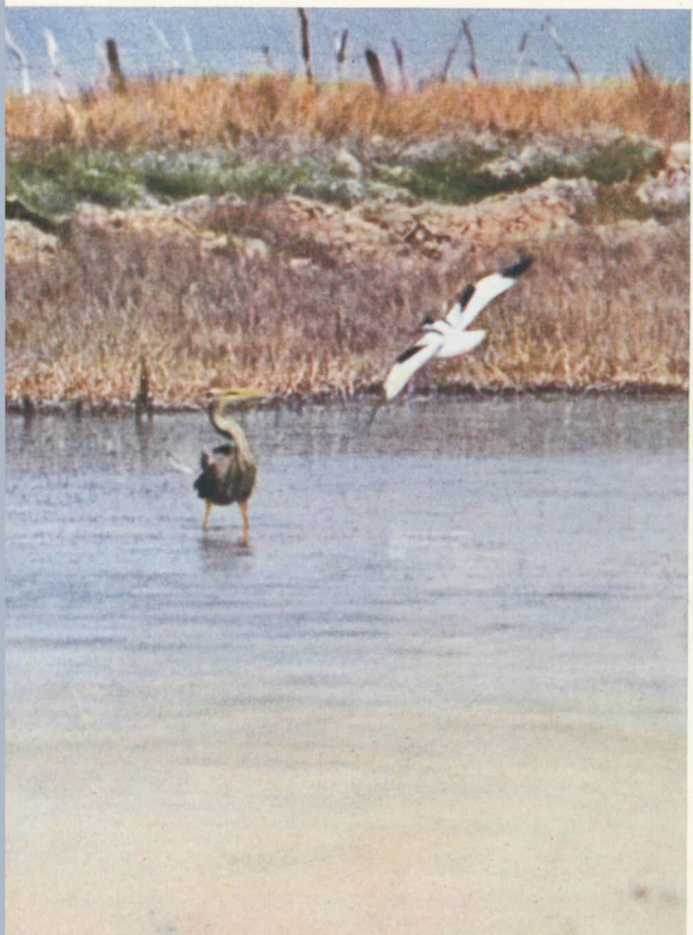
In den Tagen etwa um Mitte Mai, da wir uns in dem kleinen Fischerdörfchen Les Saintes-Maries-de-la-Mer, unweit der Mündung der Petit Rhône ins Mittelmeer, ein wenig umsahen, um den Schauplatz des großen Zigeunerfestes (über das im Buch „Zigeuner, Stiere und Flamingos“ ausführlich in Wort und Farbbild berichtet wird) kennenzulernen, begegneten wir zum ersten Male den Säbelschnäblern. Große Gruppen von ihnen standen im Windschatten der mit Salicornia bestandenen Dünenstreifen entlang des Dammweges, der von Saintes-Maries nach Salin de Giraud führt.

Beide Altvögel umflogen uns in weitem Bogen, als wir über Gräben und Dämme zu ihrem Nest stiegen. Dann landeten sie im seichten Wasser der umliegenden Lagunen und drückten sich, indem sie mit dem Vorderkörper ins Wasser eintauchten. Hals, Kopf und Schnabel streckten sie weit nach vorn auf den Wasserspiegel.

Eine Viertelstunde nach dem Weggehen Freund Meyers kehrte wieder Ruhe bei meinem Paare ein, und einer der beiden Säbelschnäbler begann in der Lagune schwimmend zu baden. Er tauchte dabei immer wieder den Kopf unter und ließ das Wasser über das Rückengefieder rieseln. Anschließend putzte er sich lange.

Unterdessen hatte der andere sein ungeduldiges, tiefes, langgezogenes, zum Schluß aufwärts klingendes Schreien eingestellt. Meyer mußte demnach außer Sicht gekommen sein. Ich sah den zweiten Vogel noch nicht im Spiegel der Kamera, aber sein heller, kurzer Ruf „Wui“ zeigte an, daß er sich dem Neste näherte.

In diesem Augenblick aber geschah etwas Überraschendes: In der flachen Lagune links vom Versteck war ein Purpurreiher eingefallen und stand nun eine Weile regungslos abwartend im Wasser. Den Säbelschnäblern paßte dieser Einbruch in ihr Nistrevier nicht. Der vorn stehende, der sich geputzt hatte, flog rufend auf und stieß in scharfer Schwenkung auf den Reiher, der sofort den Hals ganz lang aufrecht stellte und dem Angriff auswich. Der Säbelschnäbler landete danach wieder, stieg jedoch sofort abermals auf, holte in weitem Bogen aus und stieß erneut auf den Purpurreiher. Dieser hatte sich bisher noch nicht von der Stelle bewegt, sondern nur mit gesträubtem Schopfgefieder den Flug des Angreifers verfolgt. Nach dem dritten Angriff jedoch schwang sich der Störenfried auf und strich ab. Der Säbelschnäbler folgte ihm ein kurzes Stück und kehrte dann zurück.





Wenn ein Säbelschnäbler zum Neste geht, um zu brüten, so bleibt er stets erst einige Sekunden davor stehen, legt den lustig aufwärtsgebogenen, langen, spitzen Säbelschnabel flach auf den Erdboden und macht dabei eine werfende Bewegung mit dem Kopfe nach rückwärts, so, als würde er kleine Steinchen hinter sich, wie es ja z. B. der Seeregenpfeifer tut, wenn er zur Brutablösung geht. Dann erst stellt er sich mit seinen langen Ständern über die vier Eier, wendet sie und läßt sich langsam und umständlich auf sie nieder.

Besonders spaßig sieht es aus, wenn ein Säbelschnäbler sich auf Nahrungssuche befindet. Der überaus dünnspitzige, gebogene Schnabel befähigt ihn ja nicht zum Stochern, sondern er muß seine Nahrung, die in der Hauptsache aus kleinen Gammarskrebselein besteht, seitwärts mähend erbeuten. Dabei rennt er tief geduckt im flachen Wasser dahin. Auf die gleiche Weise klemmt er auch kleine Fischlein.

Später flatterte eines Morgens ein Säbelschnäbler aufgeregt vor dem Wagen über den Dammweg. Als wir ausstiegen, hörten wir sein Schreien. Aber er strich nicht ab, sondern kehrte immer wieder zurück, umkreiste uns und wasserte schließlich unmittelbar an der Böschung in der Lagune. Dabei zeigte er eine Art Lahmstellen, das bekannte Verhalten, um Feinde von den Jungen wegzulocken. Er legte sich lang auf die Wasseroberfläche, streckte den Hals und Kopf vor und schlug aufgeregt mit den Flügeln aufs Wasser. Es war offensichtlich: Er hatte hier seine Jungen! Aber so sehr wir auch suchten, wir fanden sie nicht. Und dabei mußten sie, dem aufgeregten Gebaren nun beider Altvögel nach, doch in unmittelbarer Nähe sein. Wir schritten, eifrig den steinigen Boden absuchend, den Dammweg zurück und dann wieder dem Wagen weit voraus. Nichts! Schließlich legte ich mich lang auf den Boden und beobachtete den Weg gegen den Horizont hin. Und siehe da: Nach einer kleinen Weile sah ich sie rennend stolpern, wie sie auf noch ungelassenen und unsicheren Ständern das Weite zu gewinnen suchten. Aber selbst als ich mir diese Stelle merkte, wo ich sie zuletzt laufen sah, war es noch immer nicht leicht, sie in dem Gewirr von Steinchen auf dem jetzt knochenharten, grauen Schlamm des Dammweges zu entdecken. Ihre Familienzugehörigkeit ließ sich nicht verkennen: Früh krümmt sich, was ein Säbelschnabel werden will!

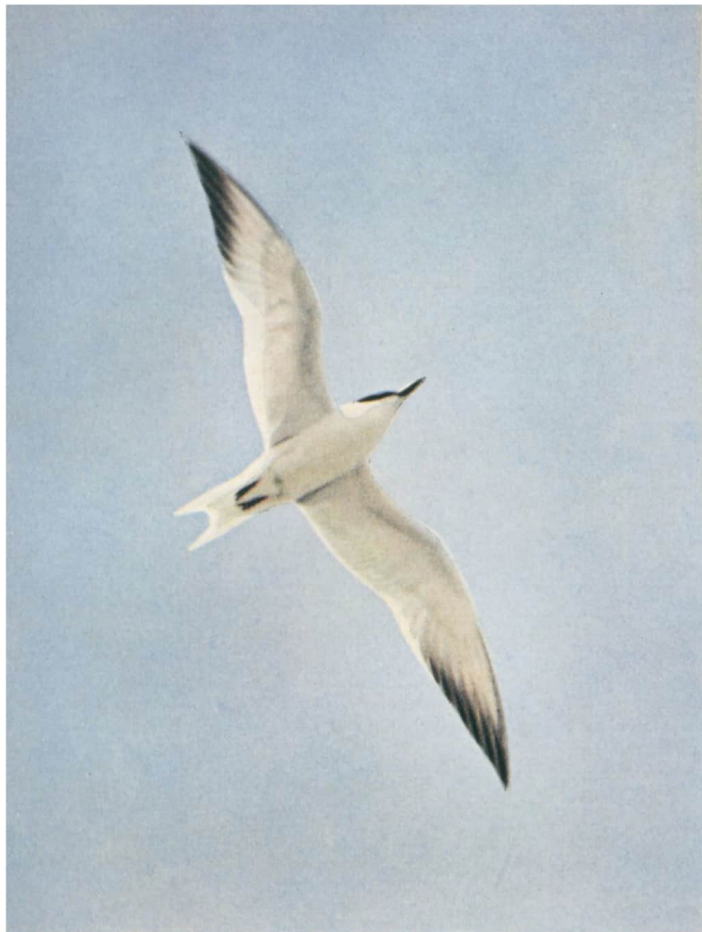
Die Exkursion zu den Lachseeschwalben und den Zwergseeschwalben auf der verlorenen Düneninsel Radeau du Baniston im Étang dit l'Impérial hatte ich immer wieder hinausgeschoben. Da waren zunächst wichtigere Vogelarten, die in unserer „Dringlichkeitsliste“ standen und deren Brutzeiten so lagen, daß die Gefahr eines „Verpassens“ größer war. Aber mit einem Schlage war unser Programm erfüllt, und nun hatten wir Zeit! Schnell war der Schwimmwagen – damals war er noch einsatzfähig! – mit allem beladen: mit Kameras, Versteckbauteilen, Schlauchboot, Gummistiefeln, Verpflegung, und ab ging es in sausender Fahrt über die Ruinen von Le Pebre, über die jetzt gut passierbare Piste zum Phare de la Gacholle und dann den Dammweg entlang. Wenige Kilometer vor Saintes-Maries mußten wir nach Norden abbiegen, hinaus ins Lagunengelände, zwischen den Wasserflächen auf Sandstreifen entlang und über trockenliegende Salzschlammflächen. Wir kannten die Geschichte mit dem Schlamm ja schon zur Genüge und fuhren mit Schwung möglichst nur über helltrockenen, rissigen Schlamm, denn dort war die Gefahr eines Einsinkens und Steckenbleibens am geringsten. Wenn wir aber schon nicht anders konnten und über dunkel schimmernde Strecken fahren mußten, dann möglichst dort, wo Salicornia stand, die den Schlammprofilen der Reifen wenigstens etwas Unterlage boten. Trotzdem sackten wir fest, und da half auch der Allradantrieb nichts und auch nicht der Geländegang: Die Räder rutschten einfach durch und wühlten sich immer tiefer in den Schlamm hinein. In letzter Sekunde kam eine rettende Idee: Alle aussteigen! Allradantrieb und Geländegang einschalten, Handgas einstellen und mit aller Kraft schieben! Und siehe da – langsam fraß sich der Wagen vorwärts. Die Reifen schleuderten uns den schwarzen Salzschlamm ins Gesicht – ach, was machte das schon! Wir waren heraus! Auf dem Rückwege sind wir dann neben der alten Spur im Vollgas über die gefährliche Strecke gejagt und glücklich auf festen Grund zurückgekommen.

Das letzte Stück von der Ponte de Mouillot bis zur Lachseeschwalbendüne mußten wir waten. Die Geräte wurden ins Schlauchboot geladen. Schon auf halbem Wege zur Düne, im knietiefen Wasser des Impérial, wurden wir von den Mitgliedern der Seeschwalbenkolonie stürmisch kreischend und keckernd begrüßt.

Bei den Lachseeschwalben gab es sowohl volle Gelege als auch bereits Junge, die in den grünen Salicorniasträuchern saßen und auf die mit Futter anfliegenden Altvögel warteten. Aus meinem Kameraversteck heraus konnte ich sehr häufig kleine und mittlere Frösche als Beutetiere feststellen, die die Lachseeschwalben vermutlich aus den Süßwassertümpeln der Vegetationsübergangszone holten oder gar aus den Reisfeldern am Rande der Camargue. Wir hatten sie ja auf unseren Fahrten regelmäßig fliegen sehen, oft zusammen mit Weißbartseeschwalben, deren Brutplatz wir leider nicht mehr fanden.

Die kleinen Zwergseeschwalben mit den gelben Schnäbeln, der schwarzen Schnabelspitze und dem weißen Stirnfleck, die am Rande der Lachseeschwalbenkolonie in wenigen Paaren brüteten, saßen noch fest über den 2 bis 3 Eiern. Diese lagen vorzugsweise in den Fersenabdrücken einer menschlichen Fußspur zwischen trockener Salicornia. Die zierlichen Vögel landeten stets mit zitternd hochgestellten Flügeln. Beim Brüten waren sie kaum zu entdecken.





Während die Weibchen der Lachseeschwalben brüteten, standen deren Männchen etwas weiter weg meist auf freien Salzschlammflächen oder auf Sandblößen in Gruppen beisammen, manchmal lange Zeit mit Futter im Schnabel, mit einem Frosch oder einem Fischchen. Bei jeder Gelegenheit lärmten sie schrecklich. Ihr keckerndes Kreischen klang weithin, und wenn es einmal gar zu schlimm wurde, dann erhoben die brütenden oder hudernden Weibchen ebenfalls ihre Stimme und fielen in das Gelärme mit ein. Kam eine kleine Störung, so war sofort die ganze Kolonie hoch. Aber während sich die Lachseeschwalben in kürzester Zeit wieder beruhigten und auf ihre Gelege niedergingen, brauchten die Zwergseeschwalben dazu längere Zeit. Die Flußseeschwalben, die mittendrin in nicht allzu vielen Paaren brüteten, benahmen sich nicht so laut und aufgeregt und machten mit den beiden vorgenannten Seeschwalben auch nicht gemeinsame Sache. Die Männchen brachten den brütenden Weibchen kleine Fischlein im Schnabel mit zur Brutablösung. Die Weibchen übernahmen sie und flogen dann vom Gelege ab. Bei den Flußseeschwalben finden nicht nur die Eltern ihre Jungen aus der großen Zahl der am Boden zwischen und unter der Salicornia hockenden Jungen sehr genau heraus, sondern diese erkennen ihre Eltern auch meistens schon auf sehr weite Entfernung und gieren ihnen entgegen, wenn sie sich mit Beute im Schnabel fliegend nähern. Sehr häufig wurden die kleinen Beutefischchen auch im Fluge an die am Boden hockenden Jungen abgegeben.

*

Ein Stelzenläufer war der erste Vogel, der uns am Abend des 6. Mai auf der Einfahrt nach Tour du Valat begegnete, und als wir Mitte Mai wenige Kilometer von Saintes-Maries entfernt in der Marais eine kleine Kolonie fanden, fühlten wir uns ihnen besonders verbunden. Aber es war auch eine Freude, sie zu beobachten, wie sie auf wundersam langen Stelzen durch die sparrige, trockene Salicornia stiegen. Hier ist es das Männchen (mit schwarzem Nackenfleck, Bild oben), das zu dem etwas erhöht angelegten Nest mit den vier Eiern schreitet, und unten sitzt das Weibchen, die Ständer im Fersengelenk eingewinkelt und weit über den Nestrand hinausgehängt, brütend auf dem Gelege.



Auch wenn sie im Gefieder nicht voneinander zu unterscheiden gewesen wären, würde ich die beiden Gatten des einen Paares, an dessen Nest das Kameraversteck lange Zeit stand, sofort erkannt haben. Das Weibchen war nämlich sehr eigen: Hübsch, wie es in Nestnähe – und nur da! – bei jedem Heben der langen roten Ständer die Zehen schüttelte, als wollte es den schwarzen Salzschlamm loswerden. Merkwürdig – ich mußte dabei immer an meinen Siamkater zu Hause denken, der seine Pfoten in der gleichen Weise schüttelte, wenn er Wasser oder Sand daran hatte. Dem Stelzenläufermann machte das gar nichts aus. Er platschte mit Dreckbeinen aufs Nest!

Gerade gibt es wieder einmal Unruhe in der kleinen Kolonie: Ein Seidenreiher stelzt gemessenen Schrittes quer durch das Sumpfgelände, gerade an dem schwarznackigen Stelzenläufermännchen vorbei, das aufgeregt warnt. Dann steigt es rufend auf. Die langen roten Beine ragen dabei fast 18 cm über den Schwanz hinaus. In mehreren Sturzangriffen wird der Seidenreiher, dem das alles sichtlich ungemütlich wird, schließlich aus dem Nistrevier hinausgejagt.

Von rechts höre ich das Trillern von großen Brachvögeln und sehe dann auch sieben Vögel auf der Brachfläche einfallen. Eine Schafstelze fliegt heran und sitzt einen Augenblick erstaunt auf dem Rand des im Augenblick unbesetzten Stelzenläufernestes. Irgendwo im tiefen Blau des Camarguehimmels dudeln Lerchen.

Das schmutziggraue, schlammige Wasser, das wenige Zentimeter über dem mit trockener Salicornia bewachsenen Erdboden steht, wimmelt nur so von Mückenlarven. Himmel – wenn die noch alle schlüpfen, solange ich hier im Versteck sitze!...

Von den kleinen Seeregenpfeifern auf dem Steppengelände von Tour du Valat, an deren Nest mit den drei Eiern ich drei Tage im Versteck gesessen hatte, soll nicht besonders berichtet werden; denn die Begegnung mit denen am Gelege des Austernfischers war viel reizvoller. Wir hatten sie erst überhaupt nicht gesehen, sondern nur ganz zufällig direkt am Rande des Dammes, der von der großen Digue à la Mer zur Piste nach Le Pebre führt, das Gelege des Austernfischers entdeckt, und dort setzten wir das gerade von den Stelzenläufern frei gewordene Versteck hin. Am nächsten Morgen saß ich schon von früh an und hatte plötzlich statt der erwarteten Großen die beiden kleinen Seeregenpfeifer im Spiegel der Kamera.

Nanu, was wollen denn die an diesen fremden Eiern? Aber ich hatte das noch gar nicht zu Ende gedacht, da tauchte hinter der Böschung der schwarze Kopf und der rote Schnabel eines Austernfischers auf und verschwand ebenso schnell wieder. Nun drehte ich die Kamera vorsichtig in die Richtung, in die die Seeregenpfeifer weggerollt waren: Da standen sie beide, um gleich quecksilbrig wieder loszuflitzen! Es dauerte noch eine gute Weile, ehe ich merkte, daß sie ihre Jungen hier führten und um sie sehr besorgt waren. Hatten sie mit den Austernfischern üble Erfahrungen gemacht, oder sicherten sie grundsätzlich gegen jeden anderen Vogel, der ihren Jungen in die Quere kommen könnte?

Am Nachmittag hatten wir die flaumigen Kücken gefunden. Sie trieben sich in dem Sandstreifen zwischen dem Damm und der schmalen Lagune umher, dort, wo die Reihe von halbhohen, ziemlich dichten Tamariskensträuchern stand, unter denen auch die Brandenten brüteten. Aber davon später!

Die Austernfischer waren beide sehr ängstlich. Ich habe sie nie unterscheiden können, glaube aber – gefühlsmäßig! –, daß ich immer nur das Weibchen vor der Kamera gehabt habe. Bei der geringsten Bewegung meines aus der Versteckwand blinkenden Objektivs flog es sofort nach hinten unten ab. Es strich – das bekam ich bald heraus – immer nach links hinten, um bald wieder auf dem Damm aufzutauchen. Dort stand das Männchen, und nun kamen beide jedesmal mit eingezogenen Köpfen wieder auf das Nest zugetrippelt. Dann blieb er stehen, und sie lief allein weiter, begleitet von den aufgeregten Seeregenpfeifern, die sie umkreisten wie Pilotfische einen Hai. Wenige Meter vor dem Gelege verschwand sie hinter dem Damm, um schließlich sofort hochzusteigen und schnell auf die Eier zu gehen. Wenn der Austernfischer über mich verärgert war, trillerte er ganz kurz, wie man es ab und zu von Feldlerchen hört, wenn sie aus dem Acker aufsteigen wollen.

Es war gar nicht so leicht, beide – Austernfischer und Seeregenpfeifer – auf ein Farbbild zu bekommen, weil der Kleine ausgerechnet immer dann weglief, wenn ich endlich glaubte, losdrücken zu können. Aber dann hatte es doch geklappt, als der Kleine auf einem Sandhügel vor dem Dammanhang stand und der Große gerade von hinten aus der Versenkung heraufgestiegen war.



Das Zusammentreffen mit der Brandente war ein Zufall! Wir hatten hier in der Nähe des Étang du Fangassier zwar einige Male ein Paar dieser schön gezeichneten Enten fliegen sehen, aber jede Hoffnung auf das Antreffen eines Brutplatzes aufgegeben. Genau wie die Perleidechse ist auch die Brandente in der Camargue an das Vorkommen von Kaninchen gebunden, da sie als Höhlenbrüter deren Baue braucht. Aber die Kaninchen sind verschwunden, und die Brandente verschwindet mit ihnen, um sich dahin zu ziehen, wo sie natürliche oder künstliche Bruthöhlen vorfindet, wenn – ja, wenn sie sich nicht umstellt und Freibrüter wird. Uns wurde berichtet, daß dies bereits einige Male festgestellt worden sei. Und hier, in den Tamariskenbüschen beim Austernfischer, fanden wir sie, als wir nach den jungen Seeregenpfeifern suchten.

*

Als George Yeates und sein Freund Thomas am Nachmittag des ersten Sonntags nach Pfingsten (wir hatten gerade die anstrengenden Tage des Zigeunerfestes hinter uns!) mit unserem Schlauchboot von ihrer ersten erfolgreichen Flamingoexkursion zurückkamen, luden sie uns in ihrer Begeisterung zu einer Fahrt in die Crau ein, um uns die Brachschwalben zu zeigen. Vor einigen Tagen waren sie dort gewesen und hatten in dieser durch die wilde Durance entstandenen trostlosen Steinwüste, in der allerhöchstens Schafe noch etwas zu fressen finden, ein Gelege dieser in Mitteleuropa nur noch in der Theißebene vorkommenden Vögel entdeckt. Obwohl sich beide vom Wege aus Zeichen in Form von Steinpyramiden in Richtung auf das Brachschwalbengelege errichtet hatten, dauerte es doch lange, bis sie den Platz wieder fanden. Einige Tage später, als wir mit Max Müller hier die Spießflughühner suchten und auch fliegen sahen, saß ich im Versteck und fotografierte und filmte die Brachschwalbe aus etwa drei Meter Entfernung, wie sie sich auf ihre zwischen den Steinen liegenden drei Eier setzte und dann brütete. Das Männchen stand währenddessen einige Meter dahinter und hielt Wache.

Allein hätten wir dieses Gelege nie gefunden, denn obwohl wir hier 34 Brachschwalben zählten, entdeckten wir kein einziges weiteres Gelege.





Über der Crau hängen im blauen, wolkenlosen Himmel Hunderte von Kurzzeherlerchen, deren ununterbrochen vorgetragener Gesang die Luft erfüllt. Im Norden blauen die Kalkfelsen der Alpillen, wo der Schmutzgeier horstet. Zwischen den Millionen Steinen hier wuchert der Thymian, und sein würziger Duft liegt über der flachen Landschaft.

Nach 20 Minuten schon kamen beide Brachschwalben mit möwenartigem Schreien angefliegen und ließen sich in der Nähe des Geleges nieder. Das Weibchen trippelte mit kurzen Beinen schnell zu den Eiern, dabei das Bauchgefieder nur ganz kurz spreizend. Wenn das Männchen etwas Verdächtiges eräugte, reckte es den kurzen Hals wie ein Kiebitz ruckweise auf und nieder. Am Ostufer des Vaccarès, auf der Salicorniasteppe von Grand Romieu, waren die harten Stimmen der Brachschwalben ebenfalls zu hören, aber selbst der versierte Leveque von der schweizerischen Station Biologique auf Tour du Valat konnte dort kein Gelege finden.

*

Am 16. Mai sahen wir am Phare de la Gacholle vom Dammweg aus zwei noch nie gesehene etwa elstergroße Vögel, die Fritz Meyer sofort als Häherkuckucke ansprach. Kein Zweifel: Da waren die auffallende Haube und die weißbraun gefleckte Oberseite! Niethammer schreibt, daß die Häherkuckucke in Südfrankreich erst zweimal festgestellt worden seien. Nun, inzwischen mag das überholt sein, denn Nachtigal fotografierte einen auf Fiélouse. Aber selten war er trotz alledem geblieben, und so ging ich langsam mit schußbereiter Kamera heran. Leider war keine Deckung vorhanden, und so konnte ich nur hoffen, daß die Fluchtdistanz des Vogels nicht zu groß war. Mehrmals wich er aus, flog an einem Koppeldrahtzaun entlang und setzte sich schließlich ins Geäst einer Tamariske, an deren Stamm ein Schild mit der Aufschrift der Réserve der Camargue angeschlagen war (Seite 84 oben). Da sich beide Vögel auffällig in der Nähe eines in einer Kiefer sitzenden Elsternestes aufhielten, hofften wir, darin ein Ei des Häherkuckucks zu finden, aber es war nichts damit!

*

Es sind wenige Besucher der Camargue, die – nachdem sie in 2 bis 8 Tagen alles Wichtige gesehen zu haben glaubten! — nicht versucht hätten, einen Abstecher in die grandiose Trümmerstadt Les Baux zu machen, die in den die Camargue nach Nordosten zu begrenzenden Alpillen gelegen ist. Die an der Südseite des Schloßfelsens brütenden Blaumerlen sind ja schon beinahe legendär geworden! Es ist verständlich, daß sie auch uns anzogen, genauso, wie wir uns die ja ebenfalls nicht zur Camargue gehörenden Zwergtrappen zwischen Nîmes und St. Gilles ansahen.

Im Trümmerhof des Schlosses von Les Baux, und zwar im Kolumbarium, wo Leveque das Nest noch vor zwei Jahren in nur rund zwei Meter Höhe gefunden hatte, waren sie heuer nicht, und wir konnten trotz angestrengten Suchens und Beobachtens auch im gesamten Innenkomplex von Les Baux nichts feststellen.

Durch einen Zufall aber sah ich das Blaumerlenmännchen vom Turm des Château aus fliegen. Es setzte sich auf einen jener wildzerklüfteten Molassefelsen in der Nähe des berühmten Höllentales. Jetzt ließen wir es – voller Erregung – nicht mehr aus den Augen und fanden auch bald das Weibchen. Aber es war ein weiter Weg vom ersten Beobachtungspunkt bis zum Auffinden des Nestes, und erst nach vielen Stunden des Beobachtens, Suchens, Verzweifeln und neuen Hoffens waren wir wieder am Ausgangspunkt meiner ersten Beobachtung: am Château von Les Baux. Während ich von weitem die Fütterungsanflüge kontrollierte, ging Fritz Meyer ihnen nach und fand das Nest: Es lag in einer mächtigen künstlichen Grotte an der Nordwand, unter der Tour Paravelle, genau an der Decke an zwölf Meter hoher, glatter, senkrechter Wand!

Wir verzweifelten – und fuhren wieder ins Lager zurück. Aber einige Tage später waren wir wieder da und begannen zu bauen. Es war eine Schinderei; aber in zwei Tagen hatten wir es geschafft. Nach halsbrecherischer Kletterei und Bauerei unter der Steindecke waren Foto- und Blitzgerät montiert, und so bekam ich meine Farbaufnahmen von den Blaumerlen am Nest. Sie hatten fünf Junge, die am nächsten Morgen aus dem Nest geflattert waren und sich am Grottenboden zwischen den Steintrümmern verborgen hielten. Dort haben wir beide Altvögel noch einmal aufgenommen. Hier ist das Männchen mit Futter.



Wie oft haben wir sie über uns hinwegziehen sehen, die großen Herden der wunderbaren „Flammenvögel“, der rosenroten Flamingos der Camargue! In Keilform ruderten sie heran, aus dem Südosten des Deltas kommend, und flogen zwischen dem Mittelmeer und diesem Lande voller Gegensätze, in dem noch Wasser und Wind um den Besitz eines schwarzen, schlammigen, salzigen Geländes kämpfen, nach Westen hin, ihren Freßplätzen zu. Wie dunkle Kreuze schwebten sie manches Mal am blaßblauen Abendhimmel, untertauchend in dunkle Wolkenfarben und wieder auflodernd, wenn letzte rötliche Sonnenstrahlen ihr märchenhaftes Gefieder streiften. Wie oft haben wir sie an den Ufern der seichten Lagunen landen sehen! Wie leuchtete das Karminrot ihrer Flügel und das tiefe Schwarz der Hand- und Armschwingen, wenn sie in breiter Front einschwanken, um dann mit ihren langen Ständern laufend ins flache Wasser einzufallen! Wie ein weiß und rosenrot gefärbter Lagunensaum standen sie dichtgedrängt im schlammigen Grund, indessen sich immer neue Scharen zu ihnen gesellten.



In diesem Jahre haben die Flamingos ihre bisherige Brutkolonie in der Nähe des begehbaren Dammes aufgegeben. Die Bruthügel liegen gespenstisch verlassen da, schon halb abgespült von den ewig nagenden Wellen der Lagune. Es wird nicht mehr lange dauern, und sie sind ganz zerfallen.

Kein Mensch kann sagen, weshalb die Flamingos (frz. Flamants) diesen Brutplatz aufgaben und weshalb später noch einmal die bei Aigues Mortes verjagte Brutgruppe hier einen – vergeblichen – Brutversuch machte! Ihr Verhalten ist rätselhaft! War es, daß die Vögel den Nistgrund im Laufe der Jahre selbst zerstörten und kein Baumaterial für die neuen Nester fanden? Oder war es die große Katastrophe, die mit dem Kälteeinbruch im Januar und Februar über die Kolonie hereingebrochen war und fast 2000 Tote gefordert hatte? War den Lebenden, die mit dem beginnenden Camarguefrühling aus Algerien und Tunesien zurückkehrten, wohin sie nicht selten mit zunehmender Kälte auswichen, der Anblick der Toten unheimlich? Graute ihnen – soweit hier menschliche Gefühlsmaßstäbe möglich sind – vor den dicht bei dicht mit seltsam verschlungenen Hälsen liegenden stummen Artgenossen?

An und für sich bleiben viele Flamingos den Winter über im Küstenstreifen der Camargue, und selbst bei harter Kälte fehlen sie nie ganz. Aber ein jäher Temperatursturz behindert sie stark in den Bewegungen, und die mehr oder weniger dünne Eisdecke erschwert ihnen die Nahrungssuche oder verhindert sie kurze Zeit ganz. Stundenlang bleiben sie dann, wie Gallet in seinem Buch „Les Flamants roses de Camargue“ schreibt, regungslos stehen, meist zu ganzen Trupps oder Rudeln zusammengeschlossen, und wenn die Kälte mehrere Tage anhält, so kommt – vermutlich durch den Hunger – eine große Betäubung über sie. Sie werden in kurzer Zeit derart apathisch, daß sie den sich nähernden Menschen nicht mehr fliehen, sondern ihm mit stoischer Ruhe entgegensehen und sich sogar leicht mit der Hand greifen und festhalten lassen.

So kam es, daß die strenge Kälte dieses Spätwinters, wie sie die Camargue und die ganze Provence seit rund 250 Jahren nicht mehr erlebt hatten, die Vögel rudelweise zum Sterben brachte, so, wie sie im Windschutz des Dammes rudelweise hungrig beisammenstanden . . .



Die Flamingos geisterten mir schon lange, lange vor Beginn unserer großen Reise, im Kopfe herum. Sie verfolgten mich sogar bis in den Schlaf und segelten als rosa-rote Wolke über den Abendhimmel meines Traumlandes. Und heute, nachdem ich selbst in der Flamingo-City, in der verwunschenen Wildnis des Rhônedeltas war, begreife ich, weshalb alle Beobachter sie nicht einfach als große Vögel bezeichnen, sondern als Naturerscheinung. Ihr Brutplatz steht unter Naturschutz, und nur wenige Menschen haben in all den Jahren, seitdem die Märchenvögel der Camargue wieder über ihre Existenz in zoologischen Gärten hinaus in unser Bewußtsein getreten sind, die Erlaubnis zum Betreten der Flamingokolonie erhalten. Neben Etienne Gallet, der sie nach dem Zweiten Weltkriege als erster hier wiederfand, war es Yeates, der 1947 nach einem Besuch der Camargue sein Buch „Flamingo-City“ schrieb, und Yeates und wir waren in diesem Jahre auch die einzigen, die von der Reservatsverwaltung die offizielle Genehmigung zum Besuch der Kolonie bekamen. Und mit George Yeates war ich auch zum ersten Male bis an den Rand des großen Étang de Faraman gekommen. Wir blickten hinüber zu der weißroten Linie weit draußen im Blau des Himmels. Dort standen jetzt die Flamingos, mit dem starken Feldstecher gerade noch erkennbar. Der Wind warf Wellen mit weißen Salzschaumkrönen an das Ufer des überaus stark salzhaltigen Étangs. Yeates hatte seine langen Gummistiefel übergestülpt und versuchte, vom Damm aus durch den Schlammgraben zu kommen. Aber schon da sackte er fast bis zu den Hüften ab und kam kaum wieder heraus. Später saßen wir am Damm und schauten lange in die Weite, zu den Riesenvögeln hinüber. Die Tabakspfeifen⁹ qualmten, und wir entwickelten unseren Filmangriffsplan. Wir wollten auf jeden Fall getrennt arbeiten, an jeweils verschiedenen Tagen, um die Störung in der Kolonie so gering wie möglich zu halten, und wir hatten uns versprochen, nicht in die Kolonie einzudringen. Yeates sollte unser Schlauchboot benutzen, um die Apparate und Kleider heil und trocken über den Faraman bringen zu können. Am späten Nachmittag segelten wieder große Flamingoscharen von der Brutkolonie herüber, ruderten über den einsam ragenden schlanken Turm des Phare de Faraman draußen am Meeresstrand hinweg und zogen mit ruhigem Schwingenschlag westwärts in den blutrot überhauchten Abendhimmel hinein.

So fliegen sie auch zu Hunderten und Tausenden über die Salzlagen des Nildeltas, an den Küsten Nord- und Ostafrikas. Sie spiegeln sich in den blanken Seen Sardiens und Siziliens und stehen in Spanien im Mündungsgebiet des Guadalquivir, ähnlich wie in der Camargue. Der Südrand Europas bildet die nördliche Grenze ihres Verbreitungsgebietes, das sich von Indien bis zu den Kapverdischen Inseln erstreckt. Wenn man im geländegängigen Schwimmwagen in der Nähe des großen Dammes am Strande des Mittelmeeres entlangfährt, glaubt man sich ans Ende der Welt versetzt. Zur Rechten, im Süden, donnern mit weißen Schaumkämmen die wildrollenden Wogen heran und werfen sich manchmal bis vor die Räder des Wagens. Überall Salzlagen und Wasserrinnen, flache Dünen und schmale erhöhte Sandstreifen. Hier und da auf etwas höher gelegenen Grund landeinwärts Mastixstrauch und Steinlinde oder auch vereinzelt immergrüner Wegdorn und niedrige Tamariskensträucher, und dann wieder Wasser.

Im Osten, noch fern und schwach im blassen Blau, taucht die dünne Nadel des Leuchtturms auf, und bald ist unsere Urweltfahrt zu Ende. Hier verlaufen alle befahrbaren Pfade im Schlick. Unser langer Fußmarsch zur neuen Flamingo-City beginnt.

Mühsam wird das mit sämtlichen Kameras, Objektiven und Tonbandgerät beladene Schlauchboot bis zur günstigsten Ausgangsposition in die Wasser des Flamingosees geschleppt. Vorsichtig waten Fritz Meyer und ich vorwärts. Manchmal ist das Wasser der Lagune nur knietief; dann wieder reicht es plötzlich bis an die Brust. Weite, schwimmende Pflanzenfelder müssen durchquert werden. Uns überkommt eine grenzenlose Verlassenheit.

Das gänseartige Geschrei der Flamingos schwillt zum betäubenden Lärm an. Jetzt können wir schon die einzelnen Vögel mit bloßem Auge erkennen. Sie recken die Hälse und sichern nach uns her. Wir tauchen mit dem ganzen Körper ins Wasser ein, so daß nur noch die Köpfe herausgucken. So schieben wir uns langsam an das äußerste Ende der flachen Sanddüne heran. Vor uns stehen aufgerichtet, die wunderbar langen Hälse mit den kleinen gelbäugigen Köpfen und großen Schnäbeln gestreckt, viele Tausende dieser Märchenvögel, eine weiße Mauer im schwachen Rosaschein: Wir sind am Ziel!

*





Ein Kameraversteck führen wir diesmal nicht mit, denn ich will, anders als Yeates, Haller und Traber, völlig frei, ohne jede Tarnung an die Flammenvögel herankommen. Ich rechne dabei auf das Kolonieverhalten der Vögel, wie wir es z. B. bei den Möwen wiederfinden: daß nämlich die mir am nächsten Stehenden oder Brütenden, die beim Anblick des Menschen ängstlich werden könnten, durch die unwissende Vertrautheit der Vögel am jenseitigen Rand der Brutkolonie, die mich ja nicht sehen können, wieder beruhigt werden. Ich muß es versuchen!

Meyer bleibt mit dem Schlauchboot hier liegen und beobachtet mit der Kamera. Ich krieche, Filmkamera, Exakta und Mikrofon in den Händen, langsam auf dem Bauch auf die Kolonie zu, Zentimeter um Zentimeter. Ich komme mir in dieser Urlandschaft selbst wie ein Urwelttier vor, und ich krieche nicht über Sand, sondern über merkwürdig salzig-klebrige, winzige Schneckenhäuschen und Muschelschalen: Exkreme der Flamingos, die diese Düne seit langem als Ruheplatz benutzen.

Trotz der riesigen Verluste, die der Kälteeinbruch forderte, zählt die Kolonie dieses Jahr mehr Vögel denn sonst. Dr. Luc Hoffmann und Max Müller schätzen sie – der Zahl der Nester nach – auf etwa 8000. Es muß also ein ungewöhnlich starker Zuzug vermutlich von Nordafrika her erfolgt sein.

Nachwuchs vom Vorjahre ist nicht viel vorhanden, da u. a. die Silbermöwen, die gefährlichsten Feinde der Flamingos neben dem Menschen, die Brutkolonie während der Brutzeit stark dezimiert hatten. Man schätzte die Zahl der 1955 flugfähig gewordenen Jungen auf etwa 400 (gegen 2500 z. B. im Jahre 1947).

Nach vier Stunden bin ich endlich auf rund 20 Meter an die vordersten Bruttpöfe herangekommen. Die sengende Sonne brennt unbarmherzig auf meinen Rücken herunter. Weiter komme ich nicht mehr vorwärts, da nun die am nächsten sitzenden Vögel aufstehen und schrittweise vor mir zurückweichen, je weiter ich vorkrieche.

So bleibe ich also frei auf dem blanken Sande, auf den Muschelschalen, liegen. Beide Kameras sind schußbereit. Nur kurze Zeit haben sich die vordersten Riesenvögel von mir beeinflussen lassen, dann bin ich anscheinend vergessen. Mir kommen wieder Etienne Gallets Worte in den Sinn, daß die Flamingos „ihr Herdenleben weiter fristen, ewig vom Instinkt geleitet, ohne je etwas dazuzulernen oder zu vergessen“.

Das zeternde Geschrei der Vögel, das uns bei unserer Ankunft vor reichlich vier Stunden in den Ohren gellte, hat sich längst wieder gelegt, und das gänseartige Kreischen als normale Lautäußerung der Kolonie gehört nun einfach zur Landschaft und macht die unendliche Weite der Lagune nur noch größer. Die meisten Vögel sitzen wieder brütend auf den Töpfernestern über ihren Eiern, der andere Teil steht oder bewegt sich, auf langen, dünnen Beinen würdevoll schreitend, zwischen den Sitzenden. Ab und zu stoßen die verschlungenen Hälse zweier sich Streitender über den oberen Rand der weißen Flamingomauer vor mir hinaus, zucken auf und nieder wie Protuberanzen am Sonnenrand.

Jedes Jahr bauen die Flamingos ihre topfartigen Nesthügel neu. Wenn sie zum Bau so geeignetes Material vorfinden, wie hier auf der Ostseite der neuen Brutinsel, nämlich schwarzen, lehmigen Salzschlamm, den sie mit unaufhörlichen Trampelbewegungen ihrer mit Schwimmhäuten versehenen Zehen kneten können, dann werden die Hügel sehr fest. Bezieht man die kleine Rinne mit ein, die durch das Auswerfen des Schlammes um den Fuß des Topfes entsteht, dann kommt man auf eine Gesamthöhe von über 60 cm.

Frühere Beobachter, z. B. Buffon, behaupten, daß der Flamingo im Stehen brüte, d. h., daß er seine langen Beine links und rechts an der Hügelwand herabhängen lasse und seine Zehen im Lagunenwasser kühle. Die Bilder beweisen, daß es nicht so ist, sondern daß der Flamingo, genau wie der Stelzenläufer, seine Ständer in den Fersen zusammenknickt und nun diese eng zusammengedrückten Beinröhren weit nach hinten über den Rand des Nesthügels hinausstellen läßt. Die Zehen sind dabei unter dem Körper des Brütenden verborgen.

Im allgemeinen sind sich alle Bruthügel einer Kolonie in Anlage und Gestalt ähnlich, und je dichter die Flamingos beisammenstehen und – zur gleichen Zeit! – gruppenweise zu bauen beginnen, um so höher wachsen in dieser gedrängten Enge die Nester wie Wolkenkratzer auf knappem Baugrund. Erhält die Hauptkolonie noch Zuzug, wie in unserem Falle, so beginnen die Neuhinzugekommenen am Rande des schon im Entstehen begriffenen Dorfes zu bauen und müssen auch mit weniger geeignetem Baustoff, der nicht die Bindekraft hat wie der lehmige Schlamm, vorliebnehmen.





Die Folge ist ein ununterbrochenes Ausbröckeln der Topfränder und damit ein Auffüllen der dazwischenliegenden Mulden. Die Hügel werden kaum höher als 10 bis 15 cm und durch das Umhertreten der Vögel immer flacher, so daß schließlich, wenn es zur Eiablage und zum Brüten geht, nur noch ein um wenig erhöhter Sandhügel übrig ist. Vor allem im Südwestteil der neuen Kolonie sind solche Nester zu finden, und hier haben auch einige Weibchen ihre Eier einfach auf den blanken Sand gelegt, in eine flach eingedrückte Vertiefung.

Nach Gallet beginnen die Flamingos alle gemeinsam am gleichen Tage mit der Eiablage und auch mit dem Brutgeschäft. Das unterscheidet sie wieder einmal von anderen in Gemeinschaft lebenden Vögeln, wie Reihern, Seeschwalben oder Möwen, in deren geschlossenen Kolonien zur gleichen Zeit sowohl Eier als auch bereits Junge der verschiedenen Altersstufen anzutreffen sind. Beide Gatten lösen sich im Brüten Tag und Nacht ab (das Männchen hat wie das Weibchen einen „Brutfleck“ im Bauchgefieder), und nach etwa 30 Tagen beginnen die Jungen zu schlüpfen. Der Schlüpfakt vollzieht sich sehr langsam und zögernd, und nicht selten verletzt sich das Kücken an den Eischalenrändern. Das Blut lockt Fliegen an, deren Maden dann das Kücken bei lebendigem Leibe auffressen.

Bald sind die grauweißen wolligen Daunen getrocknet, und behaglich und zufrieden liegen die Kleinen in den Nistmulden. Die gelbrosa Füße sind prall gefüllt von saftstrotzendem Fleisch und dick geschwollen. Mit zunehmendem Wachstum, das bei den Füßen rascher vorangeht als beim übrigen Körper, werden sie dünner und dunkler, über rötlich und grau bis schwarz.

Nach wenigen Tagen schon verlassen die Kücken das Nest und eilen dem Wasser zu, wo sie unbeholfen stehen und sogleich im Salzschlamm herumstochern, aus dem sie mit dem lamellenbesetzten Schnabel die organischen Stoffe herausseihen.

Die Flamingos weichen vor mir zurück, je weiter ich mich kriechend den vordersten Bruthügeln nähere. Schritt für Schritt steigen sie, seitwärts gehend, zögernd zwischen den Nestern dahin. Ich weiß nicht, ob sie jetzt in mir ihren gefürchtetsten Feind Mensch richtig erkennen und nur durch meine veränderte – liegende – Körperhaltung unsicher geworden sind. Sie reagieren genau auf jeden Zentimeter, den ich mich, auf

die Ellenbogen gestemmt, vorwärtstaste. Der Abstand, den sie stets zu mir einhalten, beträgt rund 20 Meter, wie ich später durch Abschreiten feststellen konnte. Im Mittelgrund der Herde stehen in der Masse der Vögel einige Tiere, ganz weiß im Gefieder, die die übrigen weit überragen. Aus sicherer Entfernung beobachten sie aufmerksam das Geschehen, ohne indessen etwas anderes zu tun, als ab und zu den langen, gebogenen Hals nach unten zu richten, als interessiere sie das alles gar nicht, um dann aber überraschend schnell sich wieder aufzurecken und angestrengt zu spähen. In ähnlicher Weise verhalten sich z. B. auch die Kiebitze, wenn man sich ihrem Nistbezirk nähert.

Endlich bin ich an den ersten Hügeln, die unmittelbar an der Wasserlinie liegen, angelangt. Die Flamants sind unterdessen in die Lagune ausgewichen, stehen ungeschlüssig beisammen und wenden sich hin und her. Als ausgesprochene Gefahr scheine ich nicht gewertet zu werden, aber auch nicht als so harmlos, daß sie ohne weiteres wieder in ihr Dorf zurückkehren würden.

Die grauen Jungen sind hastig dem entgegengesetzten Ende der Brutkolonie zugeeilt, eine ganze große graue Vogelwelle, deren Ausläufer hinausrollen ins Wasser, um aber bald wieder einzuschwenken zur sicheren Düne.

Verliert sich ein Kücken von der Gruppe, in der sie bis zum Flüggewerden zusammenbleiben, schwimmt es später etwa zu weit hinaus und findet den Anschluß nicht sofort wieder oder trippelt es mutwillig den Alten nach in das seichte Wasser über dem schwarzen Salzschlamm der Lagune, so ist es verloren. Sofort wird es nämlich von den großen Silbermöwen entdeckt, die unaufhörlich über der brodelnden Vogelkörpermasse der Kolonie schwebend kreisen. Jäh einschwenkend stürzt die blutgierige Möwe herunter, erreicht schwimmend das Verirrte und hackt erbarmungslos darauf ein. Meist schleppt sie es an den Strand, um es bequemer verschlingen zu können. Und die großen Flamingos ringsum, Augenzeugen dieser Metzelei, stehen teilnahmslos und lassen das Wimmern des Gemarterten ruhig verklingen . . .

Wenn sich die Unruhe wieder gelegt hatte – und das geschah meistens bereits wenige Minuten, nachdem ich kriechend wieder in meiner alten Filmschußposition angelangt war –, so kehrten die Altvögel würdevoll schreitend zurück.





Die Jungen drängten zwischen die Nesthügel und erkletterten die Nistmulden, nicht selten zu zweien und zu dreien. Merkwürdig: Kannten die Jungen *ihr* Nest und *ihre* Eltern überhaupt nicht wieder, da sie, manchmal zu dritt, ohne weiteres auf das nächstliegende Nest stiegen? Denn nur eines konnte doch das legitime Junge sein! Oder war das nur eine Folge der vorangegangenen Fluchterregung? Nimmt nun die Mutter alle drei Jungen in ihre mütterliche Obhut? Nichts von alledem! Eine individuelle Liebe zwischen Kind und Elternvogel scheint kaum vorhanden zu sein. Das ist bei dieser kollektivistischen Lebensführung der Flammenvögel, wie wir sie auch bei Bienen und Ameisen vorfinden, nicht notwendig.

Die Mutter schafft nun mit einigen erbarmungslosen und wenig „Mutterliebe“ veratenden Schnabelhieben rücksichtslos Ordnung, das heißt, sie wirft kurzerhand zwei der drei Kücken vom Nest herunter. Es ist nur wichtig, daß jedes Elternpaar ein Junges betreut. So erhält sich die Art!

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrscht ununterbrochener Flugbetrieb. Kleine oder größere Herden fliegen ab oder kommen von der Futtersuche zurück. Manchmal taucht am Horizont ein einzelner Flamingo auf, segelt näher und senkt sich, den Hals grotesk geschwungen, die langen Beine zur Erhaltung des Fluggleichgewichts mit den Unterschenkeln nach hinten gestreckt, in den Fersen eingeknickt, langsam auf das flache Wasser der Lagune nieder, leicht und elegant wie ein Flaum. Hier stehen unzählige Vögel gruppenweise beisammen. Prachtvoll leuchten bei dem Ankommenden die tief karminroten Flügel und die tiefschwarzen Schwungfedern beim kurzen Schlagen der langen Schwingen auf. Graziös wie eine Primaballerina setzt der Vogel mit gestreckten Beinen auf, und wenn der Flamingo die Schwingen zusammenlegt, verlischt das lodernde Feuer der Flügel wie eine Flamme im Wasser.

Die Sonne ist in der langen Zeit, die ich hier in dieser endlos scheinenden sonnen-durchglühten Einöde im heißen Dünensande vor dem Dorf der Märchenvögel liege, weit über den Mittagshimmel gewandert, und nun steht sie über dem südwestlichen Mittelmeer. Ich gehöre wohl schon mit zum Wasser und zum Flamingodorfe wie die Brutvögel selbst und ihre Bewohner, denn kein Vogel nimmt – so scheint es mir wenigstens – noch wachsam von mir Notiz. Einzelne Trupps fallen nicht weit von

mir entfernt in die Lagune ein oder erheben sich, nur wenige Schritte anlaufend, mit sausendem Schwingenschlag in die warme Luft. Dabei bewegen sich die langen Hälse mit den kleinen Köpfen und unförmigen Schnäbeln anmutig im Rhythmus des Schwingenschlags vor- und rückwärts.

Wenn die großen Scharen zu den Nahrungsplätzen im Étang dit l'Impérial oder zum Südrand des Vaccarès fliegen, ziehen sie wie die Gänse oder die Kraniche in Dreiecks- oder Keilform, deren Spitzenflieger dauernd sich ablösen. Es ist ein unvergeßlicher Anblick, wenn alle Vögel der Kolonie, etwa erschreckt, auf einmal auffliegen. Plötzlich bricht dann das ununterbrochene trompetenartige Schreien ab, und die folgende tiefe, tödliche Stille macht die Einsamkeit nur noch fühlbarer. Da stehen sie alle mit hochgereckten Hälsen. Zwei, drei, vier – nein, die ganze Herde fängt an zu laufen, und dann ist alles in Bewegung. Die Vögel beginnen, sich mit rauschendem Schwingenschlage zu erheben, und nun setzt das Schreien erneut ein, stärker denn zuvor – ein ohrenbetäubender Lärm! Eine große, weiß, rot und schwarz schimmernde Vogelwolke steigt zum Himmel empor. In verwirrendem Wirbel verlöschen die glühenden Farben, um im nächsten Augenblick erneut aufzulodern. Aber schon senkt sich der Riesenschwarm wieder, gleitet in weitem Bogen um die Düne herum und geht langsam nieder. Alle Schwingen sind zum Gleitfluge ausgebreitet, die langen Beine schlagen in der Nähe des Wasserspiegels so, als schritten die Vögel eine unsichtbare Treppe herab. Dann landen sie neben ihren Bruthügeln im flachen Wasser. Schon kehren sie zu ihren Nestern zurück, oft die Schwingen etwas angehoben, in einem urkomisch wirkenden, tänzerischen Paradeschritt. In kürzester Zeit ist wieder Ruhe eingekehrt. So schnell, wie sie begann, ist die Aufregung verebbt, und das Leben geht hier schon wieder seinen Gang wie eh und je.

*

Schon glühen die ersten Tage des August, und unsere Expeditionszeit ist zu Ende gegangen. Wir müssen die Wimpel unserer Fahrzeuge wieder nordwärts richten. Noch einmal stehen wir abschiednehmend am Rande der Camargue, dort, wo weite Strecken weder Land noch Meer sind.



Der Abend senkt sich über die im letzten Schein des Lichts flimmernden Lagunen die Sonne sinkt wie ein riesengroßer Feuerball in den Dunstkreis der Erde. Da stehen sie, die „Flammenvögel“ der alten Griechen, um derentwillen wir die weite Reise hierher gemacht haben, wie eine dunkle Gespensterschar im seichten Wasser, langsam und mit gemessenen Bewegungen schreitend. Ohne Hast und Unruhe streben sie dem fernen Ufer zu. Drei Monate waren wir unter ihnen, und doch kennen wir sie noch nicht! Sie leben gleichsam am Rande der uns Menschen faßbaren Welt, zwischen Meer und Land, zwischen Himmel und Wasser. Niemand kann heute sagen, wo sie morgen sein und brüten werden. In unserer Erinnerung aber werden sie leben als die Märchenvögel dieses einsamen Streifen Landes am Rande Europas, im Delta der Rhône, in der unvergessenen Camargue . . .



Verzeichnis der Farbbilder

Seite	Seite
5 Der englische Tierfotograf George K. Yeates in unserem Hauptlager	60a Bienenfresserpärchen
8 Arles, die „Pforte zur Camargue“: Blick von der Arena rhôneaufwärts	60b Bienenfresser: ♂ füttert ♀
9a Mr. Tallon, der Direktor der Réserve de la Camargue	62 Bienenfresser
9b Abend über den Lagunen (Phare de la Gacholle)	63 An der Filmkamera Pathex Webó M 16 im Rohrwald des Vaccarès
12a An der Petit Rhône bei Les Bruns	66 Säbelschnäbler (<i>Recurvirostra avosetta</i>)
12b Alter Baumbestand an der Petit Rhône	68 Säbelschnäbler vertreibt einen in sein Brutrevier eingefal- lenen Purpurreiher.
17a Das Wasser ist verdunstet, die Schlammdecke reißt auf.	69a Brütender Säbelschnäbler
17b Im Bois des Rièges (Phönizischer Baumwacholder)	69b Junge Säbelschnäbler
19a In den Tümpeln von Tour du Valat	72 Zwergseeschwalbe (<i>Sterna albifrons</i>), brütend
19b Uralte Tamarisken, Riesenbinsen und Rohr	73a Lachseeschwalbe (<i>Gelochelidon nilotica</i>) im Fluge
22a Wiedehopf (<i>Upupa epops</i>) an seiner Bruthöhle	73b Lachseeschwalbe fliegt mit Frosch als Futter an.
22b Dohle (<i>Coloeus monedula</i>)	73c Lachseeschwalbenpärchen mit Jungen in der Salicornia- Düne
23 Unser Hauptlager bei Tour du Valat	75a Stelzenläufer (<i>Himantopus himantopus</i>): ♂ geht zum Nest.
26 Perleidechse (<i>Lacerta lepida</i>)	75b Brütender Stelzenläufer.
27a Treppennatter (<i>Elaphe scalaris</i>)	78a Austernfischer (<i>Haematopus ostralegus</i>) und Seeregen- pfeifer (<i>Charadrius alexandrinus</i>)
27b Sumpfschildkröte (<i>Emys orbicularis</i>)	78b Brandente (<i>Tadorna tadorna</i>)
30a Zikade (<i>Cicadetta montana</i>)	80a Gelege der Brachschwalbe
30b Nachtpfauenauge (<i>Saturnia pyri</i>)	80b Brachschwalbe (<i>Glareola pratincola</i>), brütend. Im Hinter- grund das Männchen
31 Rotfußfalke (<i>Falco tvespertinus</i>), (♀) fliegend und sitzend (♂)	81 Brachschwalbe, sichernd, aufs Gelege gehend und brütend
34 Mit Boot und Kameraversteck zu den Purpurreihern am Étang de Vaccarès	84a Häherkuckuck (<i>Clamator glandarius</i>) am Phare de la Gacholle
36 Seidensänger (<i>Cettia cetti</i>)	84b Blaumerle (<i>Monticola solitarius</i>) bei Les Baux in den Alpillen. Fütterndes Männchen
38a Kopf eines Purpurreihers (<i>Ardea purpurea</i>)	85 Flamingoherde in den Lagunen
38b Junge Purpurreiher im Schilfhorst im Vaccarès	87a Am Étang de Faraman
39 Purpurreiher atzt seine Jungen.	87b Tote Flamingos, dem Kälteeinbruch Februar 1956 erlegen
41a Seidenreierkolonie im Schirmpinienwald bei Sablons	90a Mit dem Schlauchboot vor der Flamingokolonie
41b Seidenreier in den Kronen der Pinien	90b Bruthügel der Flamingos (<i>Phoenicopterus ruber</i>)
44a Seidenreier (<i>Egretta garzetta</i>): Fütterungsablösung	91 Streitende Flamingos
44b Junge Seidenreier im Horst	94a In der Flamingobrutkolonie im Étang de Faraman
45 Seidenreierpaar im Horst	94b Die alten Flamingos füttern ihre Jungen.
48 Nachtreiher (<i>Nycticorax nycticorax</i>) und Seidenreier	95a Schlüpfendes Flamingokücken
50a Rallenreier (<i>Ardeola ralloides</i>), brütend, in Seidenreier- kolonie	95b Wenige Stunden alt
50b Rallenreier, erregt Schopfhaube aufrichtend	95c Silbermöwe (<i>Larus argentatus</i>)
51a Rallenreier kommt mit Ablösungsweig zum Horst.	95d Im Schlamm verirrtcs Flamingojunges
51b Rallenreier: Fütterungsablösung am Horst	98a Landender Flamingo
53 Beutelmöwe (<i>Remiz pendulinus</i>) am Nest	98b Im Étang aufsetzender Flamingo
56 Bienenfresserkolonie am Ostufer des Étang de Vaccarès	99a Flamingoherde fällt in der Kolonie ein.
57a Bienenfresser (<i>Merops apiaster</i>), an der Brutröhre hängend	99b Die Flamingos laufen von den Schlammnestern weg.
57b Bienenfresser, seine Brutröhre ausscharrend	102 Flamingoherde bei Sonnenuntergang im Étang dit l'Imperial
57c Bienenfresser steckt den Kopf aus der Brutröhre.	103 Sonnenuntergang am Étang de Vaccarès
57d Bienenfresser, auf der Abbruchkante des Ufers sitzend	
57e Bienenfresser, auf ausgespülten Wurzeln sitzend	
57f Bienenfresser sonnt sich am Fuße der Lehm-Brutwand.	

Lizenz-Nr. 212 · 475/22/57. – Alle Rechte vorbehalten. Die Farbaufnahmen stammen, bis auf Nr. 63 und 90a (Fritz Meyer), vom Verfasser, der sie mit der EXAKTA Varex VX und dem ROBOT Royal auf Color-Umkehrfilm UT (Agfa Wolfen) ausführte. Den Schutzumschlag und die Titelvignette entwarf K. Müller, Leipzig; das Vorsatz gestaltete R. Spiegel, Zwenkau. Die Herstellung der Farbbätungen übernahm die Graphische Kunstanstalt G. Rebner & Co. in Leipzig. Das Buch wurde in dem VEB Graphische Werkstätten Leipzig (III 18/97) gesetzt, von der Firma Fr. Richter, Leipzig (III/18/78), gedruckt und bei I. F. Fischer, Leipzig, gebunden.

Die Art der Text- und Bildgestaltung ist dem Verfasser gesetzlich geschützt (Musterregister Grimma Nr. 227).



PETIT RHÔNE

ALBARON

MEJANÈS

VIL

ÉTANG DE VACCARÈ

CACHAREL

PHARE DE LA GACHOLLE

LES STES.-MARIES-DE-LA-MER

GOLFE DU LION

ARLES



C
R
A
U

GRAND

RHÔNE

ENEUVE

TOUR DU VALAT



SALIN DE BADON

SALIN DE GIRAUD

PORT ST. LOUIS



PHARE DE FARAMAN

